

Naturverschönerung.^{*)}

Vortrag von

Prof. P. Schultze-Naumburg,

gehalten auf der Jahresversammlung des Bundes „Heimatschutz“ in München.

Das Wort „Naturverschönerung“ hat keinen sehr guten Ruf. Man denkt an gar manche alten Sünden, die im Namen der Verschönerung getan wurden, und sagt sich, daß die Natur, wie unser Herrgott sie geschaffen, keiner Verschönerung durch Menschenhand bedürfe, um noch schöner zu werden. Dennoch wird man dem Thema im Leben kaum aus dem Wege gehen können und deshalb gut tun, sich mit ihm auseinanderzusetzen.

Im allgemeinen wird man sich wohl darüber einig sein, daß die vom Menschen unabhängigen Naturprodukte, wie Wolke, Fels und Pflanze, kaum einer Verschönerung durch Menschenhand bedürfen oder auch nur zugänglich sind. Bei Pflanze und Tier treten wir jedoch schon in ein Gebiet ein, wo das Wort „unabhängig vom Menschen“ nicht mehr ganz zutrifft. Wenn man uralte Rieseneichen oder das Schlinggewächs des Urwaldes betrachtet, so bewundert man allerdings eine Schönheit, die mit dem Dasein der Menschen nichts zu



Abb. 1.

tun hat, und die wohl durchaus ebenso aussehen würden, auch wenn der Mensch längst von der Erde verschwunden wäre. Betrachten wir aber im Pfarrergarten einen Pyramidenbirnbaum mit reifen, goldenen Früchten, so wird kein Empfänglicher umhin können, auch in diesem Bilde eine wundervolle Schönheit zu erblicken, und wir werden ungestehen müssen, daß weder die Form der veredelten Frucht, noch die zum Pflücken und Betrachten einladende Zwergform ohne menschliche Kunstzustände gekommen wäre. Der Holzbirnbaum draussen im Walde hat ja auch seine Schönheiten, aber in unserm Gartenbaum hat die Menschenhand die Natur eben doch um eine Schönheit bereichert. Sogar beim Tier kann man ähnliches finden. Ein englisches Vollblut wäre ohne kluge, menschliche Züchtung nicht möglich, und der wilde Hund ist etwas anderes, als der Hund, der durch ein Jahrtausend alte Anpassung allmählich unser treuer Freund geworden ist, der unsere Sprache versteht und dessen Auge uns manchen Wunsch vom Gesicht abzulesen vermag. Selbstverständlich sind das



Abb. 2.

^{*)} Mit Genehmigung des Kunstwartverlags.

nur kleine Nuancen, die wir in dem ungeheuren Formenreichtum der Natur, die unsere Erde trägt, hervorbringen konnten. Aber es sind Spielarten, die deshalb für uns wertvoll sind, weil sie mit dem menschlichen Leben in viel nähere Beziehung treten, als die übrige freie Natur.

Doch auf diese Art der Naturumwandlung, oder wenn man will, Naturverschönerung, habe ich es heute nicht abgesehen. Die Frage, die ich stellen möchte, ist die: kann man die Natur durch harmonische Verbindung mit einem Werke menschlicher Kunst verschönern? Ich glaube, daß wir Menschen diese Frage ganz unbedenklich mit ja beantworten dürfen.

Es ist selbstverständlich, daß es auf unserer Erde Schönheiten gibt, die gerade durch ihre Unberührtheit ihre reinen Reize bewahren und die durch jedes Hinzufügen von Erzeugnissen der Menschenhand nur verlieren können. Wenn wir in die Fels- und Eiseinöden unserer Alpen steigen, so offenbaren sich uns dort Schönheiten von einer grobsartigen und seltsamen Natur, die uns gerade deswegen so mächtig ergreift, weil wir an ihrer Größe die Winzigkeit unseres menschlichen Daseins zu erkennen vermögen. Je unentweihter wir sie erhalten, um so besser für uns. Steigen wir aber in die bewohnten Täler herunter, so erkennen wir, daß von dort an das Bild ein von Menschenhand mitgestaltetes ist. Denn die Wiesen, Felder, Pfade, Stege und Brücken, die hier das Bild des

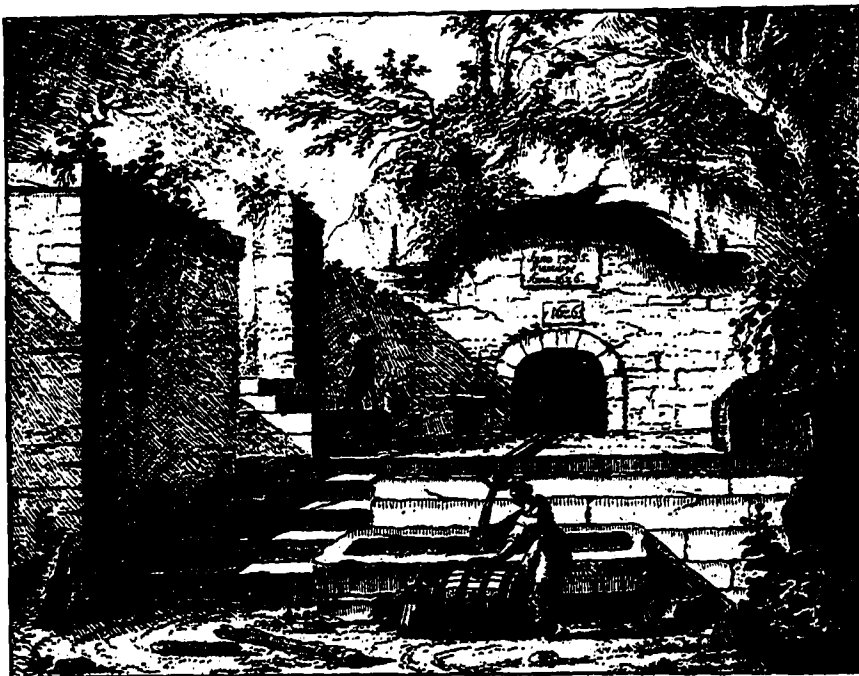


Abb. 3.

Landes bestimmen, sind Menschenkunstprodukte. Man rechnet sie zwar nicht zur hohen Kunst, aber die allgemeinen Kulturgedanken und der Gestaltungswille eines ganzen Volkes, das als Schöpfer dahinter steht, sind doch so mächtige und gewaltige und zeugen von einer so riesenhaften Bildnerkraft, daß wir eben doch in der Gestaltung unseres Landes ein großes Allkunstwerk sehen müssen, wenn auch tausende und abertausende von Handlangerhänden die Ausführenden waren.

Tun wir einen Blick in irgend ein schönes Tal unseres Landes (Abb. 1,) wie ich hier eines unter tausenden zeige, so erkennen wir auf den ersten Blick, daß beinahe alles, was hier wesentlich zu den Bestandteilen des Bildes gehört, menschliche Kunsterzeugnisse sind. Denken wir uns sie fort: die Brücke des Vordergrundes, das Dorf im Hintergrund, das Torwächterhaus, die Straßen mit ihren Baumreihen, die Gärten und das Schachbrett der Felder, so würde ein Waldtal übrig bleiben, das an sich zwar auch gewiß sehr schön wäre, aber eben doch durchaus etwas anderes vorstellte und jedenfalls der besonderen Schönheiten unseres ersten Bildes ermangelte. Wir wollen aber in unserem Weltbilde beide nicht entbehren. Fast ein jedes beliebige Bild aus unserem Lande wird ähnliches bezeugen und uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß die Verbindung von menschlicher Kunst mit der Natur neue Schönheiten geschaffen hat, die nicht ganz einseitig als Kunstwerk betrachtet werden können, sondern eben als Naturverschönerung durch Kultur. Man denke an das Bild irgend

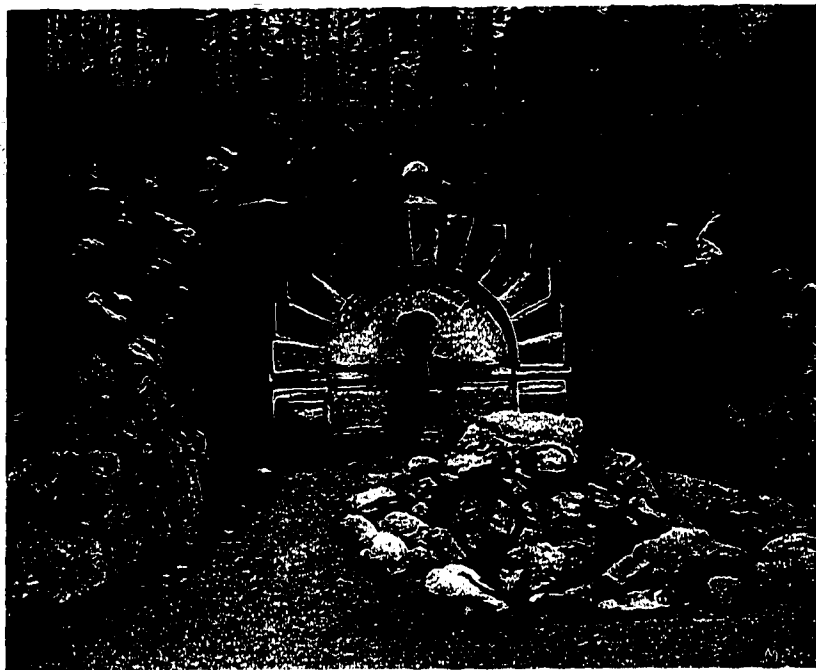


Abb. 4. Gegenbeispiel zu Abb. 3.

eines schlichten Bauernhauses am Rande eines Waldes; auch hier erlebt unser Auge durch das Vorhandensein dieses Hauses eine reichere Freude, als wenn es nur den schlichten Waldrand in sich aufnähme. Man darf das natürlich nicht so auffassen, als müßte nun vor jedem Waldrand ein hübsches Bauernhaus stehen. Wir werden der Waldeinsamkeit nicht entbehren wollen; aber die gelegentliche Unterbrechung und Bereicherung wird uns sogar den Genuß der darauffolgenden Einsamkeit erhöhen. Ja, sogar auf Abb. 2 werden wir den hellen Saum der Kaistraßen, die weiß herausleuchtenden Punkte der Landhäuser, Kirchtürme und die dunklen Flecken der Laubmassen, der Gärten als eine Bereicherung der edlen Form der Seeküste empfinden müssen. Natürlich immer wieder mit der Einschränkung, daß es Kulminationspunkte bleiben müssen, die mit Strecken der Einsamkeit abwechseln.

Das hier Gesagte waren ja eigentlich beinahe Selbstverständlichkeiten; es sollte uns auch nur in den Gedanken hingleiten, daß eine jede gute menschliche Anlage, wenn sie sich harmonisch mit ihrer Umgebung verbindet, ein Stück Naturbereicherung bildet. Das Grauen, das wir



Abb. 5.



Abb. 6

heute vor dem bloßen Worte „Naturverschönerung“ empfinden, rührt doch eigentlich allein von den unwürdigen menschlichen Leistungen her, die seit einigen Menschenaltern unsere Erde zu entstellen anfangen. Und zwar in beiderlei Sinn: sowohl bei den Werken, die in der guten Absicht zu schmücken und zu verschönern, aber mit unzulänglichem Vermögen entstehen, wie bei den Werken, bei deren Gründung nicht der Schmuckwert die Veranlassung bildet, sondern die zur Befriedigung unserer menschlichen Bedürfnisse dienen. Merkwürdigerweise sehen wir hier, daß bei fast allen älteren Anlagen wie von selbst beide Zwecke erreicht werden. Das Werk dient nicht allein seinem Hauptzweck, sondern es verschönt zugleich, halb ohne es zu „wissen“, die umgebende Natur. Werfen wir einen Blick auf irgend eine der zahlreichen Gegenüberstellungen von Gut und Schlecht, wie ich sie oft im Kunstwart gebracht habe. Bei den Gegenbeispielen wird die Freude gering sein. Solch ein Bauwerk verschönt die Natur nicht, aber eben nur deswegen, weil es Züge trägt, die uns nicht froh machen, die deprimierend auf und wirken, mit andern Worten, weil es eben häßlich ist.

Ging man früher daran, irgend ein Stück Natur zu verschönern, so traf man mit einem bedauernswerten sicheren Takt stets den Nagel auf den Kopf. Ich zeigte in einem früheren Jahrgang des Kunstwarts eine Brunnenanlage, die ein reizendes Bild ergab (Abb. 3). Nun hatte vielleicht mancher von diesem Bilde gesagt: Ja, schon recht, aber das, was das Bild so reizvoll macht, ist ja eigentlich nur das Alter und die Zerstörung. Man kann ruhig zu geben, daß auch das seinen gewichtigen Anteil an der Schönheit dieses Bildes hat. Alter und Zerstörung haben gleichsam zum drittenmal wieder einen neuen Teil von Schönheit hinzugefügt. Erst war die Natur schön,



Abb. 7.

dann verschönerte sie der Mensch mit einem Brunnen, und nun verschönt Natur wieder die Kunst des Menschen. Dafs aber dieser dritten Verschönerung nicht der ganze Anteil zufällt, kann ich bei diesem Beispiel durch einen glücklichen Zufall zeigen. Ich fand einen alten Stich, der denselben Brunnen im einstigen Zustande darstellt. Hier ist von Zerstörung und Überwuchern der Natur noch nicht die Rede, sondern wir sehen die ganze Anlage noch so, wie Menschenwille sie gewollt und Menschenhand sie geschaffen hatte. Und trotzdem ist auch hier der Brunnen von grofser Schönheit. Wenn auch heute noch Brunnen, Schmuckbrunnen, angelegt werden, die meist ein Grauen für alle Menschen sind, über deren Empfinden



Abb. 8.

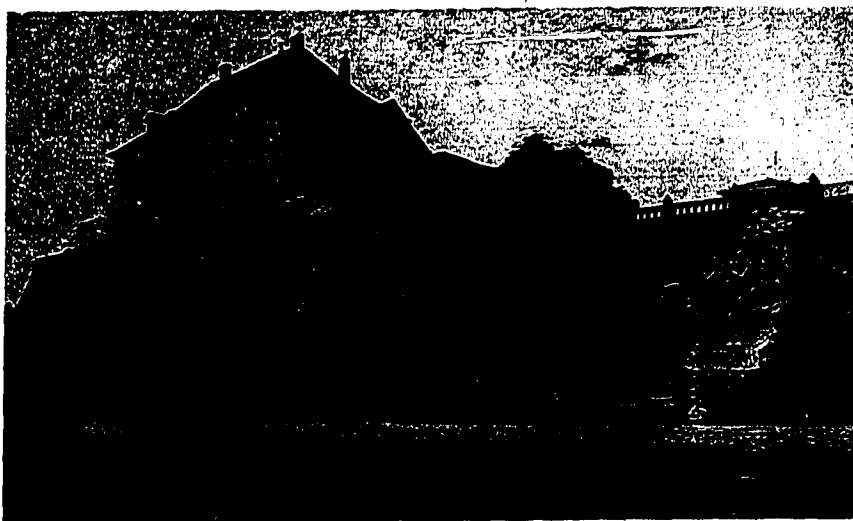


Abb. 9. Gegenbeispiel zu Abb. 8.

für sichtbare Erscheinungen noch keine Hornhaut gewachsen ist, so bestätigt das an sich noch kaum die Tatsache, dafs der menschliche Sinn die Natur nicht zu verschönern vermöchte. Gewifs ist ein Brunnen wie auf Abb. 4 albern und kindisch, und fast alle Brunnen, die heute im Walde oder sonstwo entstehen, sehen so oder so ähnlich aus. Der Beweis ist aber eben damit nur gegeben, dafs hier die menschliche Gestaltungskraft oder vielmehr das einfachste Empfinden für primitives Gestalten versagt und dafs eine Verrohung in der Sprache der sichtbaren Formen Platz gegriffen hat, wie sie tatsächlich die Weltgeschichte vorher noch bei keinem Volke und in keinem Lande erlebt hat. Jede Indianerhütte zeugt da von mehr Gefühl und Takt in der Verwendung der leisen Sprache der Formen und des Materials. Und wo man mit der Absicht umgeht, Verschöne-

rung zu schaffen, kommt man auf so jämmerlich kindische Ideen, dafs es da fast noch schlimmer aussieht, als wenn man ganz darauf verzichtet. Hier als eines der Beispiele für viele auf Abb. 5 einen Haufen Steine, die man über einen friedlichen Garten ausgegossen hat, offenbar in der Meinung, dafs dieser Schutthaufen eine wesentliche Verschönerung herbeiführte. In unsern Gartenschulen wird das oft gelehrt. Oder man sehe auf Abb. 6, mit welcher Vermessenheit sich der Geschäftssinn unserer Zeit einem ehrwürdigen Felsblock naht. Aber man tut nicht nur etwas für das Geschäft, man tut auch etwas für die Poesie. Da oben links in der Ecke hat man für jeden, der es noch nicht weifs, „Teufel-Stein“ aufgemalt. Auch eine Art der Naturverschönerung unserer Zeit. Nun noch auf das Geratewohl hin ein paar andre Beispiele. Abb. 7 zeigt eine alte

Ruine im Walde auf Bergeshöhen. Sie war offenbar noch lange nicht schön genug. Der Gärtner kommt und macht sie noch viel schöner, indem er ihr das Brandmal seiner Bretzelwege, schöner, sauberer Bordsteineinfassungen, Tännchenbosketts und all die anderen lieblichen Requisiten seiner Kunst anheftet. Abb. 8 zeigt ein anmutiges Bild vor den einstigen Festungsmauern einer alten Stadt. Häuschen und Hüttchen, Gartenhäuser und Lauben haben sich da anmutig eingenistet und geben ein Bild, das, wenn man aus der Stadt kommt, im übertragenen Sinn beinahe ein schönes Stückchen Natur genannt werden kann. Aber es ist den Menschen von heute noch lange nicht schön genug, es muß unbedingt verschönert werden, wenn es auch ein großes Stück Geld kostet. Merkwürdig, sonst ist ja für nichts Geld da und an jeder Anlage muß so viel gespart und geknausert werden, daß anstatt des Ziegeldaches ein Pappdach und statt des Holzstakets ein Stacheldrahtzaun gewählt werden muß. Aber in unserer Zeit weiß man sehr wohl, was man den Idealen schuldig ist, und für eine „Verschönerung“ ist Geld da. Auf Abb. 9 sieht man, in wie merkwürdiger Weise sich ein ähnliches Stadtbild verschönert hat. Dabei ist es noch gar nicht mal das Schlimmste, was man zeigen könnte. Käme es mir darauf an, ganz besondere Karikaturen festzunageln, man brauchte kaum weit zu laufen. Mit wie ganz erstaunlicher Sicherheit man stets



Abb. 10.

daneben greift, wenn man heute verschönern will, zeigt dieses Bildchen (Abb. 11). Am Rande einer steilen Höhe zieht sich ein Weg hin, von dem man einen wundervollen Blick ins Tal hat. Um den Weg zu verschönern, pflanzte man hier seitlich vom Wege Tannen und wieder Tannen. Die versperren nun jetzt, wo sie herangewachsen sind, zwar die Aussicht, geben aber dafür auch keinen Schatten. Das einzige, was zu vermeiden gewesen wäre, ist hier mit raffiniertem Ungeschick erreicht. Hätte man an der Seite des Weges, wie es frühere Zeiten auf der andern Seite schon getan, Alleebäume gepflanzt, so hätte man in deren Schatten spazieren gehen können, während man unter ihren Zweigen den Blick ins Tal gehabt hätte, wie es unser Bild (Abb. 10) als ein nicht mal besonders schönes Exemplar einer Allee erkennen läßt. (Schluß folgt.)



Abb. 11. Gegenbeispiel zu Abb. 10.

Die hainartige Umgestaltung der sogenannten Holzhecke im Frankfurter Stadtwalde.

Von

Heicke, Stadtgartendirektor, Frankfurt a. M.

Wenn irgend wo auf forstlichem Gebiete es ein Gebot der Notwendigkeit ist, die wirtschaftlichen Rücksichten hinter die der Ästhetik zurücktreten zu lassen, so ist es überall da der Fall, wo die benachbarten Waldungen von den Wohnvierteln

seine Anregungen auf einen fruchtbaren Boden. Nachdem der Verein einige Jahre mit der Aufwendung von Mitteln für kleineren Aufgaben zurückgehalten und dadurch einen größeren Fond angesammelt hatte, konnte er im März des Jahres 1904 mit dem Antrage an die Stadtverwaltung herantreten, den an der Hauptzugangsstrasse zum Stadtwald gelegenen Distrikt „Holzhecke“ einer hainartigen Umgestaltung zu unterziehen, und gleichzeitig sich zur Übernahme des Hauptanteils der entstehenden Kosten bereit erklären.

Nach längeren Verhandlungen, in denen es namentlich auf die Beseitigung von laut gewordenen Befürchtungen ankam, als solle aus dem Wald ein regelrechter und erhebliche Unterhaltungskosten verursachender Zierpark gemacht werden, wurde das Anerbieten des Verschönerungsvereins angenommen und die Ausführung nach dem Entwürfe des Verfassers beschlossen.

Wir fügen unseren Ausführungen zwei Planskizzen bei, aus denen der gegenwärtige und der in Ausführung begriffene neue Zustand ersichtlich sind und lassen den dem Entwurf beigefügten Erläuterungsbericht nachstehend folgen:

„Die Holzhecke macht, wie es auch sonst bei Waldteilen der Fall ist, die in nächster Nähe einer grossen Stadt gelegen, dem nachteiligen Einflusse des Verkehrs grosser Menschenmengen ganz besonders ausgesetzt sind, einen höchst unbefriedigenden Eindruck. In der Regel wächst dieser mißständige Eindruck in dem Masse, wie die Rente, welche die Forstverwaltung aus einem derartigen Waldteile herauswirtschaftet, sich verringert.

Man muß sich daher wundern, daß die Stadt Frankfurt nicht längst dem Beispiele anderer Städte gefolgt ist, die derartige Teile ihres Waldbesitzes in Anlagen von mehr parkartigem Charakter umgewandelt haben, um so dem grossen Publikum einen angenehmen und gern aufgesuchten Aufenthaltsort zu bieten.

Wir können als Beispiele das Bois de Boulogne in Paris, Bois de la Cambre bei Brüssel, die Eilenriede bei Hannover, das Rosental und das Connewitzer Holz bei Leipzig, den König-Albert-Park bei Dresden und andere mehr anführen. Neuerdings sind bekanntlich auch Teile des Berliner Tiergartens einer solchen Umgestaltung unterzogen worden, die nach dem einstimmigen Urteil aller Sachkenner als äußerst gelungen bezeichnet werden muß. Die Empfindung, daß mit unserer Holzhecke etwas Ähnliches geschehen müsse und könne, ist nicht neu. Bereits vor 60 Jahren beschäftigte man sich schon lebhaft mit der Frage, in welcher Weise dieser vom Publikum am meisten besuchte, den Eingang des Waldes bildende Distrikt in Zukunft bewirtschaftet werden sollte und faßte im „Großen Rat“ am 2. April 1844 den Beschluß — daß bei Holzfällungen in genanntem Waldteil nicht allein nach forstmännischen Grundsätzen zu verfahren, sondern auch Rücksicht auf die Annehmlichkeit des Publikums zu nehmen sei. Und im Jahre 1863 wurde beschlossen, auf einen regelmäßigen Reinertrag bei der Bewirtschaftung der Holzhecke ganz zu verzichten und der Forstverwaltung eine planterartige horst- und gruppenweise Verjüngung

unter möglichst langer Erhaltung und Pflege von Oberstand und Überhalt vorzuschreiben.

Nach diesem Grundsatz ist die Holzhecke seit 35 Jahren bewirtschaftet worden. Allein das Resultat läßt, nachdem auch die Stürme der Jahre 1901—1904 durch Wurf und Bruch das Waldbild sehr zu seinem Nachteil verändert haben, den Wunsch berechtigt erscheinen, daß man nach dem Vorbilde anderer Großstädte sich bei der ferneren Behandlung der Holzhecke die Überführung in eine Anlage von mehr walddparkartigem Charakter zum Ziele setze.

Solche Anlagen unterscheiden sich von den eigentlichen Forsten dadurch, daß bei ihrer Bewirtschaftung nicht mehr nach forsttechnischen Grundsätzen verfahren, vielmehr auf Rentabilität verzichtet und lediglich auf Steigerung der Waldschönheit durch Anwendung der dem Landschaftsgärtner zu Gebote stehenden Mittel bedacht genommen wird.

Wenn wir die Anregung, welche vom Verschönerungsverein nach dieser Richtung hin für die Holzhecke gegeben wird, begrüßen und ihre Ausführung befürworten, so glauben wir dabei voraussetzen zu dürfen, daß die Umwandlung nicht auf diesen Waldteil beschränkt bleiben wird, sondern daß, wenn erst gezeigt sein wird, was sich aus einem solchen Waldteile bei sachgemäßer Behandlung mit verhältnismäßig nicht erheblichen Mitteln machen läßt, auch noch andere Partien — Biegwald usw. — der gleichen Behandlung unterzogen werden.

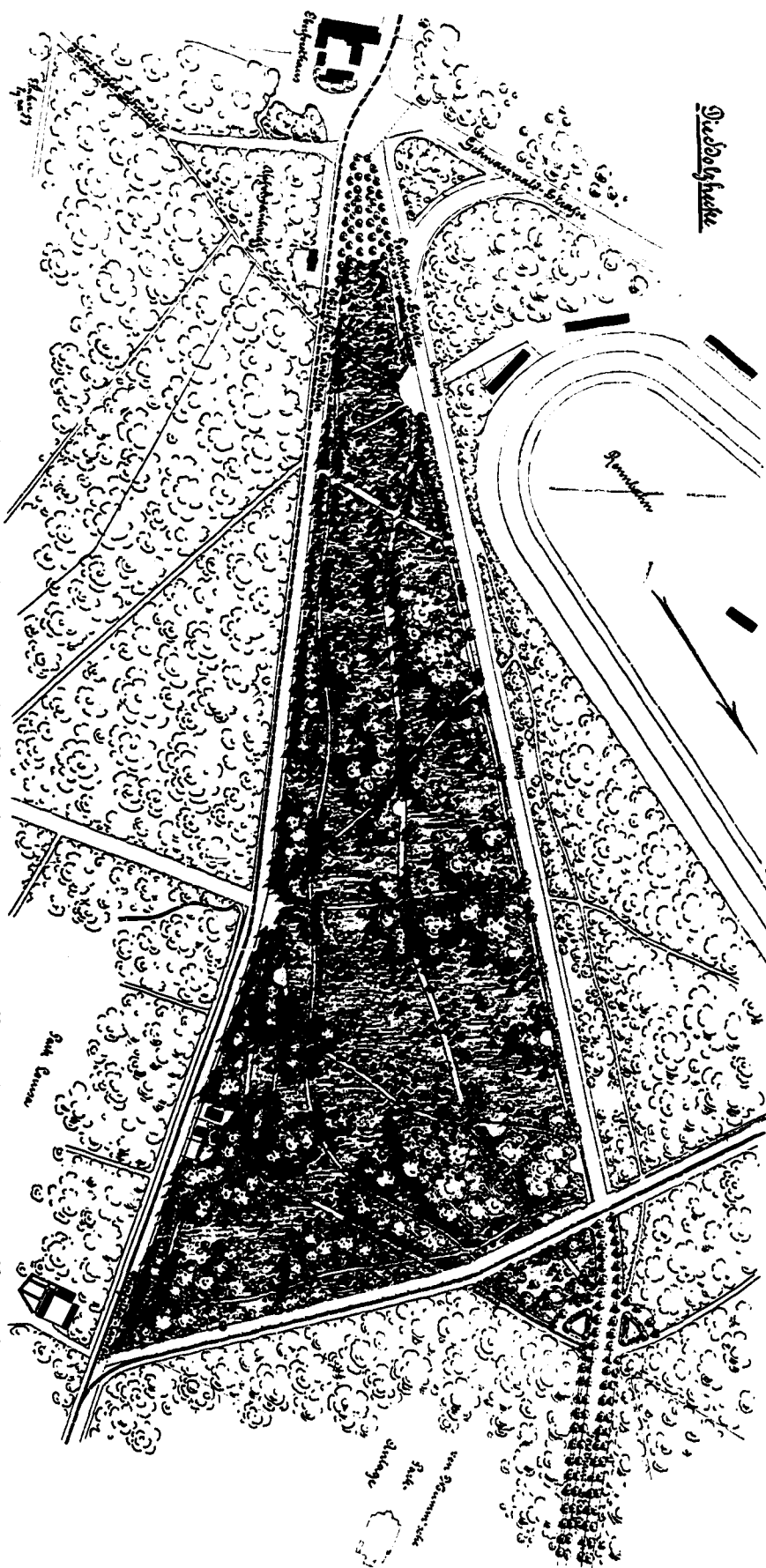
Dabei möchten wir von vornherein der Besorgnis entgegenreten, als solle die Holzhecke in eine moderne und mit allen Hilfsmitteln der Gartenkunst ausgestattete Parkanlage umgewandelt werden, deren kurz geschorener Rasen von keinem Fuße betreten werden darf, deren seltene ausländische Blumen und Gehölze vor jeder Berührung behütet werden müssen.

Alle Maßnahmen müssen vielmehr das Ziel verfolgen, die Urwüchsigkeit des Waldbestandes zu wahren und, soweit sie durch die Forstkultur verloren gegangen ist, wieder herzustellen. Denn es besteht ein großer Unterschied zwischen dem malerischen sich aus den verschiedensten heimischen Baumarten zusammen setzenden Walde und einem nach modernen Grundsätzen gepflegten Forste. Jenen malerischen Mischwald, gewissermaßen in idealisierter Form, wieder herzustellen, muß das Ziel bei der landschaftsgärtnerischen Behandlung solcher Waldungen, wie die Holzhecke, sein.

Dazu ist notwendig, daß die Gleichförmigkeit der nur aus ganz wenigen Baumarten bestehenden forstlichen Bestände durch Unter- und Zwischenpflanzungen von anderen einheimischen Baum- und Straucharten unterbrochen wird. Auch können, soweit es die Erzielung größerer Mannigfaltigkeit wünschenswert erscheinen läßt, einige wenige ausländische Arten mit verwendet werden, indessen muß man sich dabei auf solche beschränken, die schon lange bei uns eingebürgert und auch dem Laien zur gewohnten Erscheinung geworden sind.

Die geschlossenen Bestände sollen mit Durchsichten und lichtgestellten Baumgruppen abwechseln, zwischen denen der Boden anstatt der öden Laubschicht eine Rasen-

Die sogen. Holzecke im Frankfurter Stadtwald nach dem Entwurf des Gartendirektor Heicke für ihre landschaftliche Umgestaltung.



decke aufweist, wie wir sie auf Waldlichtungen antreffen, niedere und hohe Gräser, Farne und Waldblumen in bunter Mischung oder, wo der Schatten der Bäume solche nicht zulässt, Efeu und andere weniger lichtbedürftige Pflanzenarten. Damit diese grüne Bodendecke sich entwickeln kann, ist es nötig, auch an den als Waldlichtungen gedachten Stellen vorläufig die Auslichtungen nur in dem Grade vorzunehmen, dass genügend Sonnenlicht für die Entwicklung der Vegetation auf den Boden gelangen kann, andererseits aber derselbe noch unter einem gewissen Halbschatten gehalten wird, um die ausdörrende Wirkung der Sonnenstrahlen möglichst abzuhalten. Wird außerdem die richtige Auswahl unter den sich eignenden Gräsern und anderen Gewächsen getroffen, so kann von der Herstellung kostspieliger Bewässerungseinrichtungen abgesehen werden, zumal die in der Forsthausstrasse vorhandenen Wasserentnahmestellen ein Gießen der jungen Anpflanzungen mittelst Gießfals gestatten, soweit solches, um das Anwachsen zu gewährleisten, in der ersten Zeit erforderlich ist. Bemerkte sei indessen, dass die Anlage eines Wasserlaufs, der sich an passender Stelle zu einem kleinen Tüchle erweitern könnte, nicht nur das Wachstum im ganzen Bezirke fördern, sondern auch das Waldbild wesentlich verschönern würde und dass die Möglichkeit einer solchen Anlage offengehalten werden sollte.

Die zusammenhängenden Pflanzungen dürfen keine geraden Begrenzungen aufweisen, auch an den Wegerändern keine steifen Linien bilden; ihre Konturen müssen in natürlichen Wellenlinien verlaufen, bald Vorsprünge, bald Einbuchtungen zeigend, wie überhaupt alle Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit in der Anordnung der Pflanzungen einer malerischen Ungezwungenheit weichen muss.

Besondere Beachtung ist der Führung der Wege zu widmen. Im Forst braucht man es damit nicht so genau zu nehmen und es genügt, wenn sie dem Verkehrsbedürfnis Rechnung tragen; im Waldpark dagegen sollen sie so geführt sein, dass, soweit der Blick reicht, sich dem Auge eine angepasste Linie bietet, zugleich aber auch die Ausblicke, die man vom Wege aus in den angrenzenden Waldteil hat, in sich abgeschlossene,

einheitliche, aber doch auch wieder abwechslungsreiche Bilder gewähren.

Unter Berücksichtigung dieser allgemeinen Grundsätze haben wir ein Projekt für die Umwandlung der Holzhecke aufgestellt, das wir hiermit vorlegen.

Von dem Vorschlage des Verschönerungsvereins unterscheidet es sich im wesentlichen dadurch, daß wir etwas mehr Rücksicht auf die vorhandenen Bestände genommen haben und sparsamer in der Anordnung neuer Wege gewesen sind, als es dort geschehen ist.

Nach vorstehenden allgemeinen Ausführungen können wir uns zur näheren Erläuterung auf nachfolgende Bemerkungen beschränken:

Der gegenwärtige Bestand der Holzhecke besteht im wesentlichen aus zwei Gruppen; zu der einen gehören diejenigen Parzellen, welche mit einem dichten Bestand jungen Holzes bewachsen sind, vorzugsweise jüngere Buchen mit Weimuthskiefern gemischt, auch etwas jüngere Eichen sind vorhanden. Diese Parzellen sind von verschiedener Größe und unter sich nicht überall im Zusammenhang stehend. Zu der anderen Gruppe gehören diejenigen Flächen, welche in lichtigem Stand mit Bäumen höherer Altersklassen bestanden sind, unter denen ebenfalls die Buche vorherrscht.

Wir empfehlen, die erstgenannten jüngeren Partien, soweit erforderlich, zu durchforsten und ihre Konturen durch Einschnitte und Vorpflanzungen malerisch zu gestalten. Dabei möchten wir nicht unterlassen, auf einen Unterschied in der Wirtschaftsweise des Forstmannes und des Landschaftsgärtners aufmerksam zu machen. Der Forstmann pflanzt eng und läßt die Bestände solange als möglich geschlossen in die Höhe gehen, um die Stammbildung zu fördern; denn es kommt ihm auf schlanke astfreie Stämme an, die gut bezahlt werden, (daher die Bezeichnung „lange Buchen“, die der Distrikt im Volksmunde führt).

Der Landschaftsgärtner pflanzt ebenfalls eng, damit die zusammenhängenden Bestände von Anfang an geschlossen erscheinen; er lockert aber frühzeitiger und energischer als der Forstmann, damit die Kronenentwicklung der Bäume begünstigt wird und Bäume mit reichem, möglichst bis zum Boden herabreichenden Astbehang sich bilden können. Solche Bäume verankern sich sehr fest mit ihren Wurzeln im Boden und fallen dem Sturm nicht leicht zum Opfer; sie können daher auch ohne Gefahr noch in hohem Alter freigestellt werden. Bei Beständen, die nach forstlichen Prinzipien erzogen sind, ist die Erhaltung der langschäftigen Bäume dagegen sehr schwierig, sobald, sei es durch Sturm oder andere Ursachen, einmal Lücken entstanden sind, wie es leider bei der Holzhecke der Fall ist.

Die alten Bestände sind tunlichst zu schonen; nach ihren Rändern hin, insbesondere entlang der Mörfelderlandstraße, empfiehlt es sich, sie durch Unterpflanzung geeigneter Baum- und Straucharten dichter zu gestalten. Im übrigen ist der Boden zwischen ihnen mit Waldrasen zu bestellen, damit das unerfreuliche Bild, welches die Flächen gegenwärtig bieten, verschwindet. Bei ihrer

künftigen Behandlung wird darauf Bedacht zu nehmen sein, daß die abgängigen Bäume nur insoweit durch Nachpflanzungen ersetzt werden, daß die Wege hinreichend beschattet sind, im übrigen aber nach und nach einige Waldwiesen entstehen, die nur mit einzelnen Baumgruppen bestanden sind und als Spielplätze für die Jugend, sowie zur Abhaltung von Volksfesten dienen können.

Die vorhandenen Wege lassen hinsichtlich ihrer Führung zu wünschen übrig. Namentlich wird störend empfunden, daß sie vielfach zu nahe nebeneinander die offenen Partien durchschneiden und Unruhe in die Situation bringen. Es kommt dies vorzugsweise daher, weil der Radfahrweg in seiner ganzen Länge mit geringem Abstände fast parallel neben dem Hauptweg für Fußgänger herläuft. Wir haben dem in unserem Entwurfe abzuhelfen versucht, indem wir den Radfahrweg tunlichst weit von dem Hauptfußweg abgerückt haben.

Sonst haben wir uns darauf beschränkt, den Verlauf der vorhandenen Wege, deren Hauptrichtung durch das Verkehrsbedürfnis gegeben ist, etwas zu verbessern und an neuen Wegen nur zwei Fußwege zur Erschließung des Terrainwinkels zwischen Mörfelderlandstraße und Niederräderstraße und eine Verbindung von der Mündung des Weges nach der Oberschweinstiege in der Richtung nach der Rennbahn vorgesehen. Der Reitweg ist unverändert belassen worden. Plätze zur Aufstellung von Bänken sind in ausreichender Anzahl angeordnet, können aber im Bedarfsfalle auch noch erheblich vermehrt werden.

Was die Kosten der vorstehend skizzierten Umwandlung der Holzhecke anbelangt, so läßt sich ein genauer Kostenanschlag wegen der sich genauer Berechnung entziehenden Art der verschiedenen Arbeiten nicht gut aufstellen. Wir schätzen auf Grund der Erfahrungen, die man anderwärts bei solchen Arbeiten gemacht hat, die Höhe der erforderlichen Mittel bei der auf rund 24 Hektar angenommenen Gesamtfläche der Holzhecke auf ca. 30000 Mk. Dabei ist größte Einfachheit nach jeder Richtung hin angenommen.

Die Bedeutung und Verwertung der Perspektive und des freien Zeichnens beim Entwerfen von Gartenanlagen.

Von

A. Kieselring.

Erwägt man den Nutzen der Perspektive für den Entwurf von Gartenanlagen kritisch, so erscheint der Gebrauch dem Plan „zum Schluß“ Ansichten beizugeben, die reinste Zeitverschwendung. Tatsächlich wohnt der Perspektive freilich ein hoher Wert inne, nämlich der eines unbestechlichen Kritikers. Ihre höchste Bedeutung zeigt diese Konstruktion aber während des Entwurfs, nicht nach Fertigstellung desselben.

Meine Absicht, den Wert der perspektivischen Ansicht allein zu behandeln, würde nicht erschöpfend gewesen sein, es erwies sich im Verlaufe der Entwicklung als notwendig, nicht nur die reine Konstruktion, sondern auch die Ausführung und damit den Wert des Freihandzeichnens zu beleuchten. Perspektive und freies Zeichnen sind zu

eng verschwistert, als daß die Bedeutung der Konstruktion erörtert werden könnte, ohne der Ausgestaltung des Gewonnenen ebenfalls gerecht zu werden: haben wir es überdies doch mit den freien Gestalten der Flora zu tun, welche sich zwar scharf, aber oft nur durch Feinheiten voneinander unterscheiden.

In der neueren Zeit hat man sich mit wachsendem Interesse der Ausstattung von Plänen mit Perspektiven zugewandt, jedoch kann kein Zweifel bleiben, daß gerade dasjenige, was dem Architekten dekoratives Beiwerk ist,

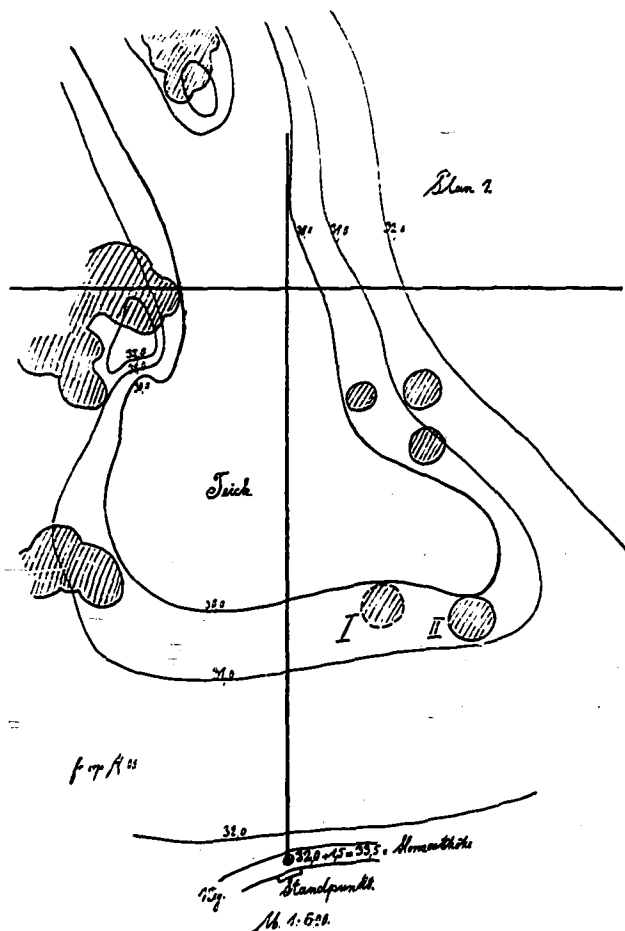


Abb. 1.

nämlich die Landschaft, von uns ein liebevolles Eingehen auf ihre Eigenheiten verlangt. Dekorative Landschaft und flotteste Technik kann der Architekt in seinen Darstellungen ohne Schwierigkeit vereinigen, denn sein Haus kommt im Charakter seiner Form, Flächen und Stoffe nicht schlecht dabei weg — eher ist das Gegenteil der Fall: Ein Haus in flottem Aquarell sieht auf dem Papier leicht schöner aus, als der Bau selbst, doch seinen Charakter verliert es nicht. Diese Gefahr besteht aber bei der Landschaft.

Zu groß und massig gehalten, kann sie z. B. leicht ihren freundlichen Charakter verlieren und feierlich ernst erscheinen. Die dekorativ behandelte Szenerie der Vegetation hebt gerade infolge dieser Ausführung das Haus in seiner

feineren Durcharbeitung wesentlich, während sie selbst vom Fachstandpunkte bedeutend verliert, wenn die Charaktere nicht gewahrt bleiben.

Es ist viel schwieriger, die freie Pflanze flott dekorativ und doch charakteristisch in wenigen Strichen wiederzugeben als Architekturteile mit ihren festen Formen.

Wir dürfen nicht auf die wechsellvollen Reize unserer Pflanzenbilder infolge oberflächlicher dekorativer Behandlung verzichten, denn die rohe Gruppierung der Massen allein schafft die landschaftliche Schönheit nicht — die Pflanzencharaktere mit ihren Kontrasten, ihrer Harmonie bringen erst die malerischen Reize. Was der Wirklichkeit recht, ist der Perspektive bitter nötig, wenn sie praktischen fachmännischen Wert haben soll. Wenige Linien im Umriss, der Astzeichnung und der Laubgruppierung sind es, welche scharf und klar die Schönheit der einzelnen Pflanzen zeigen, und gerade diese gehen leicht bei dekorativer Behandlung unter „flottem Schiffs“ verloren, gerade sie verlangen die schärfste Beobachtung. Italienische Pappel, mehrere Koniferenarten, freie Pyramidenformen anderer Gehölze kommen in Gefahr, ineinander unterzugehen. Innerhalb der wichtigsten Charakterlinien bleibt für große breite Behandlung Raum genug (s. die beiden Koniferen vor dem Pavillon der Abb. 4 Seite 13).

Das freie Zeichnen wird oft in Fachkreisen gering-schätzig beurteilt. Das ist falsch. Ohne dieses gibt es kein praktisches perspektivisch-malerisches Denken, kein geschärftes Nachempfinden einst gesehener Formen. Dieses mangelnde „Gedächtniszeichnen“ ist die Ursache mancher verfehlten Anlage.

Ebensowenig ist die perspektivische konstruierte Ansicht ein Luxus; sie nur zu dem Zweck zu „erfinden“, den Plan appetitlich zu machen, heißt freilich dieses wichtige Hilfsmittel zur geschäftlichen Spielerei herabzudrücken.

Wer in letzterem Sinne arbeitet, dem kommt es natürlich nicht darauf an, die Ansichten mit einem Beiwerk auszustatten, welches weder Plan noch Anlage berücksichtigt — Schaumschlagerei!

Sorgfältig gearbeitete Perspektiven haben mit leerer Phantasie nichts zu tun, sie haben vielmehr, richtig eingeschätzt, hohe praktische Bedeutung, indem sie es ermöglichen, an jeder Stelle des Plans festzustellen, ob dieser das Gewollte wirklich wiedergibt, und ob er nicht Mängel enthält, welche eben durch die Perspektive zu finden und zu beseitigen sind.

Man vergleiche Abb. 1 und 2. „I“ gibt die zuerst gewählte Stellung des Erlengehölzes an, „II“ zeigt die Gruppe in korrigierter Stellung. Bedingung war hierbei die Unveränderlichkeit des Sitzplatzes. „II“ wurde freihändig in die Ansicht hineingesetzt und rückwärts entwickelt in den Plan übertragen. Der Blick wurde also einfach konstruktiv freigelegt.

„Konstruktion!“ das ist es eben, was leicht unterschätzt oder vergessen wird — eine richtige Konstruktion kennt kein „Entweder — oder!“ Ein Aufriss, Grundriss, Schnitt, sie alle sind auch, wie bekannt, keine Phantasiegemälde.

Schnitte geben trotz ihrer technischen Vorzüge fast

keine Anhaltspunkte für die spätere Wirklichkeit, weil die rein geometrische Aneinanderreihung genau wie der Plan keine perspektivischen Verschiebungen und Verkürzungen der Natur entsprechend ergibt. Das alles leistet aber die Perspektive, also hat sie praktischen, technischen Wert auch in der freiesten Landschaft.

Naturgemäß besitzt der gewiegte Fachmann einen ganz anderen Überblick, als der jüngere, ungeübtere, doch ist es in manchen Fällen selbst dem Kenner der Perspektive schwer, ein sicheres Urteil über Verschiebungen usw. abzugeben. Die Idee allein tut es dabei ja nicht, weil der Nivellementsplan „und“ die Bepflanzung zusammengehören und Überraschungen bieten, welche sich zuverlässig erst

in kurzem unter den überwölbenden Baumkronen der Umgebung erstickt werden. So gehen dann landschaftliche Werte verloren. Eine einzige Konstruktionsskizze führt solche Unmöglichkeiten sofort vor Augen!

Das ist das Allerwichtigste, was für die fachmännische Ansicht spricht! — Der Weg, eine Perspektive zu entwickeln ohne Phantasie, ergibt sich unschwer aus den Forderungen der Praxis.

Einheitlichkeit und praktischer Wert bedingen die Annahme eines bestimmten Durchschnittsalters der darzustellenden Landschaft, weil dieses für den Eindruck der Szenerie von einschneidendster Bedeutung ist. Jüngste Anlage — alter Park: Anfang und Ziel!



Abb. 2. Ansicht zu Abb. 1.

durch die Konstruktion ermitteln lassen. Man betrachte Abb. 3 und 4.

Ein (beispielshalber) krasser, jedoch nicht schwierig zu beurteilender Fall liegt hier vor, indem die Horizontalen bei „I“ falsch gelegt sind, wenn der Blick über das Wasser ganz frei gedacht ist. Durch die so entstehende Erdwelle würde die Wasserfläche größtenteils verdeckt. Die Korrektur bei „II“ vermeidet diesen Fehler.

Solche Verbesserungen werden durch unsere verschiedenen Maßstäbe und die Eigentümlichkeit der meisten Bepflanzungspläne, nur die Pflanzfläche anzugeben, öfter bedingt, als man anzunehmen geneigt ist. Im Maßstab 1:500 z. B. wirken die Teile des Vordergrundes bei weitem nicht so bedeutend, als es sich nachher perspektivisch ergibt: die Folge ist Unterschätzung. Wie es bei Bildern mit dem Format der Fall ist, so ergeben auch die großen Maßstäbe, wie schon derjenige von 1:100 eine viel natürlichere Möglichkeit der Beurteilung.

Es ist nicht verwunderlich, wenn Anfänger in großer Gemütsruhe im Bepflanzungsplan eine schmale Rasenbahn mit lichtliebenden Stauden besetzen, welche naturgemäß

Das Bild der ersteren ist der dürftige Anfang; die Baumschule ist noch zu stark vertreten, also kommt dieses nur unter ganz besonderen Umständen in Betracht.

Eine 100jährige Vegetation ist, wenn man zu seiner eigenen Kritik arbeitet, ebensowenig angebracht, weil sie sich der Berechnung entzieht und man ihr Bild nicht erlebt. Der letztere Grund mag nicht stichhaltig erscheinen, jedoch leuchtet ein, daß man in diesem Fall ständig mit Bildern zu tun hätte, welche man an den eigenen Anlagen nie zu sehen bekäme, welche also nicht zum Selbstunterricht dienen können. Mit ca. 15 Jahren gibt wohl jede Anlage ein dankbares Bild zur Beurteilung, wenn auch die Reife der Pflanzung noch nicht die ist, als nach mehreren Jahrzehnten. Eine bestimmte Norm erscheint verfehlt: Zweck, vorhandener Bestand u. dgl. entscheiden von Fall zu Fall.

Bei der Zahl der Ansichten kommen die wertvolleren Teile des Plans nur in Betracht — um nicht unnötig Zeit zu verlieren. Aus demselben Grunde greift man als Fundament jedes „Blickes“ zunächst „Standpunkt“ und „Kernpunkt“ heraus. Da es in der Ansicht nicht möglich ist, durch veränderte Stellung vor dem fertigen Bilde die

Szenerie wie in der Natur wechselnd nach wirken zu lassen, so ist es ganz selbstverständlich, daß man den günstigsten Punkt im Plan hierfür wählt. In der Ansicht gibt man, wie bekannt, der Mitte des Bildes den Vorzug, doch wirkt die rein zirkelrechte Einteilung leicht langweilig.

Der „Kernpunkt“ erhöht oder vermindert den Wert der Szenerie, von seinem Vorhandensein hängt die Einheitlichkeit der Wirkung ab. Das Auge verlangt einen Ruhepunkt in der Gruppierung und wendet sich unbefriedigt ab, wenn es von einer Fülle gleicher Werte bestürmt, einen solchen nicht findet.

Nicht das „Glatte“, „Geleckte“ der Gärten ist es in

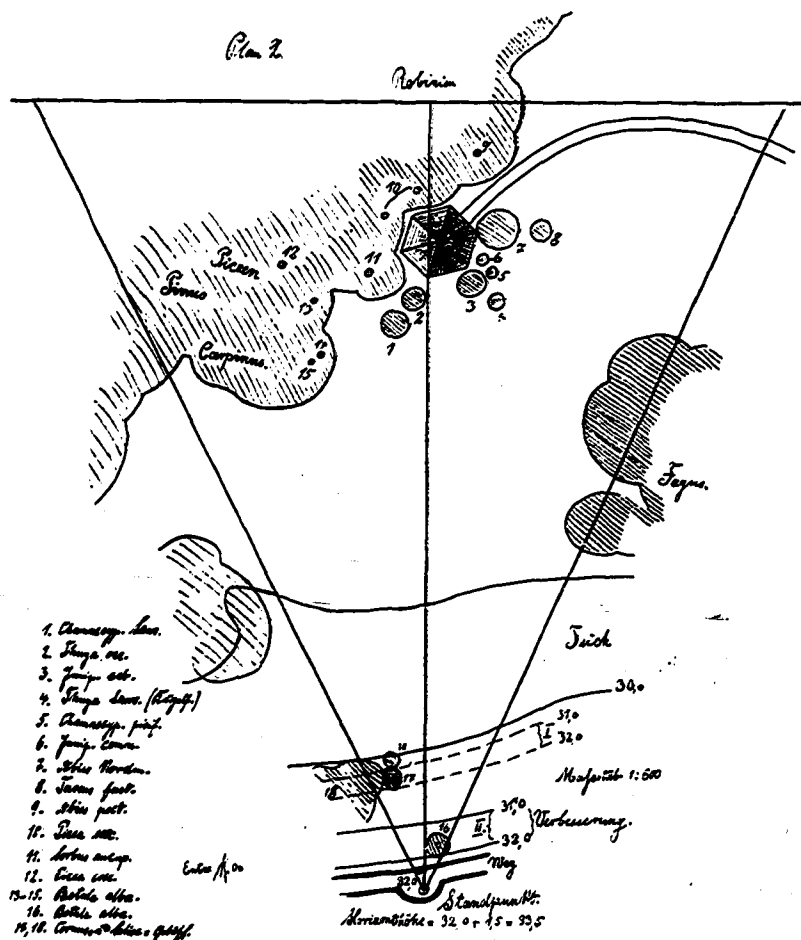


Abb. 3.

diesem Fall, welches einen wohlthuenden Eindruck beeinträchtigt, sondern der Mangel eines wohlempfundenen kraftvollen Schlusses.

Für eine zielbewusste Entwicklung hat sich nach stehende Disposition bewährt:

Im Plan:

1. Bestimmung des Kernpunktes, } je nach Sachlage
2. Bestimmung des Standpunktes, } auch umgekehrt.
3. Bestimmung der den Kernpunkt umrahmenden Landschaft (Bildgrenzen).
4. Bezeichnung der für die Konstruktion wichtigsten Punkte mit Zahlen oder Buchstaben.

Im Bilde:

1. Bestimmung der Bildgröße (Planteile mit vielen Einzelheiten, wie reicher Vordergrundpflanzung verlangen größeres Format).
2. Bestimmung des Formates (Hoch- oder Breitformat. Ersteres ist in vielen Fällen vorzuziehen).
3. Bestimmung der jeweiligen Horizonthöhe, „1,50 über dem Fußpunkt!“
4. Festlegung des Augpunktes (und damit des Kerns der Landschaft).
5. Konstruktion des Kernes (Haus, Teich, wertvolle Blumenzusammenstellungen).
6. Konstruktion der zunächst des „Standpunktes“ liegenden Gehölze usw. wegen ihrer verdeckenden Kulissenwirkung (der Kernpunkt darf nicht durch diese leiden).
7. Konstruktion dessen, was die vorderen Gruppen von der dahinterliegenden Landschaft noch sichtbar lassen. In derselben Weise werden nach und nach die ferneren Gegenstände ermittelt.

Durch diese Arbeitsweise wird nichts Überflüssiges entwickelt und Zeit gespart: z. B. ist es bei einem im Bilde quergelagerten Blumenstück von ungliedertem Umriss nur bei hohem Standpunkt nötig, die hinteren Grundrisslinien zu ermitteln. Dasselbe gilt von dichten Gehölzgruppen, denn man kann die auf der abgelegenen Seite befindlichen Gehölze nicht sehen. (Schluß folgt.)

Nochmals der Friedhofswettbewerb in Hameln.

Leider kann ich eine Entgegnung auf die Hömannsche Kritik nicht umgehen, weil der Verfasser in seiner Besorgnis um die Interessen der Stadtgemeinde Hameln und unseres gartenkünstlerischen Nachwuchses meinen Plan als unausführbar bezeichnet hat. Er verurteilt ihn hauptsächlich wegen des Mißverhältnisses der einzelnen Gräberklassen zueinander, die, wie er sagt, jedem Friedhofspraktiker ins Auge springen muß. Sollte der Verfasser nicht doch besser daran getan haben, ehe er mir die Qualität als Friedhofspraktiker abspricht, einmal ernstlich den Versuch zu machen, meinen Gedankengang zu verstehen?! Wenn wir, in Betätigung der doch heute immer mehr anerkannten Anschauung, daß bei einer Reform der Friedhofsgestaltung vor allem gegen die Massenbelegung Front gemacht werden muß, Vorschläge gelegentlich eines Wettbewerbes machen, so müssen wir dieses meines Erachtens in weitgehendstem Maße, prinzipiell und ohne Rücksicht auf eventuelle wirtschaftlich mundgerechtere Entwürfe von Friedhofspraktikern tun. Mein Bestreben war es, lediglich in Verfolgung solcher

Anschauungen nachzuweisen, daß eine Belegung des Friedhofes für weit mehr als einen Belegungsturnus — für 37 Jahre —, durch meine Grabverteilung zu erreichen und trotz der hohen Ausführungskosten und der schwachen Ausnutzung des Geländes dennoch zu Ende dieser Periode eine Rentabilität zu erzielen sein würde. Es lag mir prinzipiell so wenig daran, eine größere Belegungszahl herauszubekommen, daß ich bei der Grabeinteilung über das Normalmaß der einzelnen Reihengräber erheblich hinaus-

gräbern nach Maßgabe der Bevölkerungsverhältnisse, zurückzuschrauben soll. Es kann dadurch ohne Härte ein leiser Druck auf die Bevölkerung, unter Ansporn des Ehrgefühls in dieser Richtung, ausgeübt werden, um sie, wenn die Verhältnisse es irgend zulassen, zum Ankauf der billigen Kaufgräber II. und III. Klasse zu veranlassen. Für eine Großstadt würde das Verhältnis entsprechend der weit größeren Zahl der unbemittelten Bevölkerung allerdings nicht durchführbar sein. Für eine Stadt wie Hameln, die sehr wenig

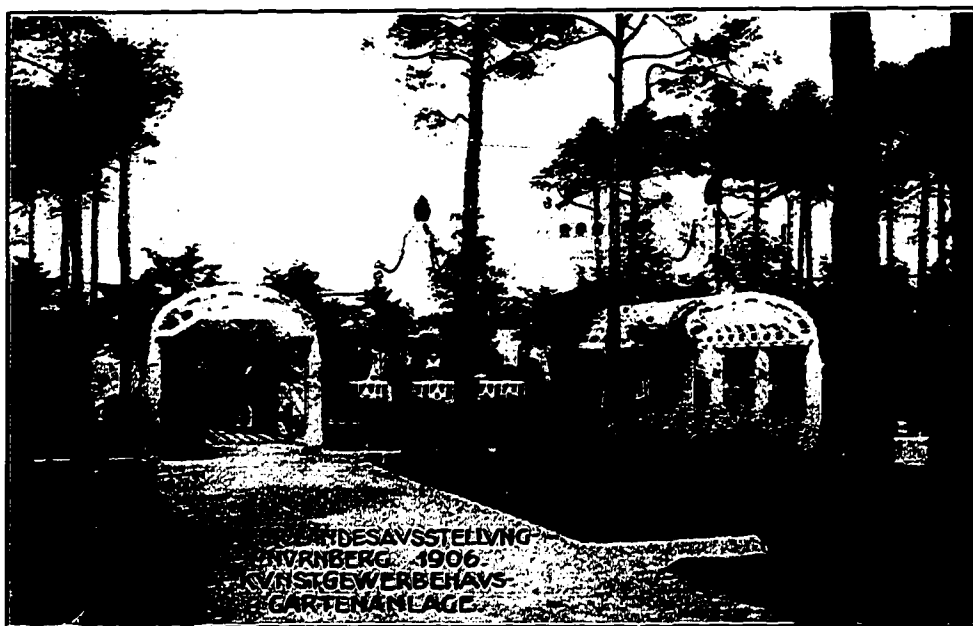


Abb. 4.

gegangen bin und eine Abmessung gewählt habe, wodurch die einzelnen Grabhügel noch durch verhältnismäßig breite Wege voneinander getrennt werden können. Mir schwebte dabei der Friedhof einer kleineren Stadt unserer Provinz vor, wo das Gräbermaß von 3,9 qm für Erwachsene Trennungen durch 1 m breite und breitere Längswege ermöglicht. Jeder Praktiker konnte auch ersehen, daß ich mit meiner Berechnung, welche ich nur annähernd gemacht hatte, lediglich eine Unterlage für den Rentabilitätsnachweis haben wollte, weil ich Kindergräber überhaupt nicht berücksichtigt habe. Wenn ich das bislang bei der schematischen Anordnung der Friedhöfe übliche Verhältnis der Gräberklassen zueinander wesentlich verschoben habe, so geschah das aus der Anschauung heraus, die ich jederzeit empfehlen und vertreten werde, daß man, um eine Besserung in der Friedhofsgestaltung zu erzielen, das Angebot an Reihen-

Fabrikbevölkerung hat, liegt die Sache jedoch wesentlich anders.

Ich habe die Hamelner Ausschreibung zunächst als Ideenwettbewerb aufgefaßt. Bezüglich der Ausführung wird die Stadt dann selbstverständlich alle einschlägigen lokalen Verhältnisse bei der endgültigen Festsetzung der Friedhofseinteilung mit in die Beratung ziehen. Entgegen der Behauptung des Kritikers, wird man bei näherer Prüfung meines Planes die Überzeugung gewinnen müssen, daß sich die Einteilung auch ohne Schaden oder wesentliche Verschiebung des Gesamtcharakters recht gut im Sinne weiterer Anordnung von Reihengräbern ändern lassen wird. Ich möchte in dieser Beziehung darauf hinweisen, daß man nur nötig haben würde, die breite waldartige Randpflanzung entsprechend zu verschmälern und den die einzelnen Teile verbindenden Umfahrtsweg näher nach der Grenze anzu-



ordnen, wodurch die Grabfelder wesentlich größer würden. Auch die geschmähten landschaftlichen Sichten zu beiden Seiten der Hauptachse könnten nötigenfalls Reihengräbern Platz machen. Der Plan zeigt gerade in dieser Beziehung sehr günstige Verhältnisse, da man diesen Beschlufs erst dann zu fassen brauchte, wenn sich die Notwendigkeit während der Ausführung herausgestellt hat, die ja in mehreren Etappen vorgesehen ist.

Zur Beruhigung der Friedhofspraktiker noch die Bemerkung, daß sich die Zahl der Reihengräber — falls die Stadt das Normalmaß wählen sollte und die Zahl der Kindergräber mit 40% der Gesamtzahl in Berechnung gezogen würde — nach meiner Zeichnung auf 8500, davon 3500 Kindergräber bringen läßt, ohne an der Gesamteinteilung irgend etwas zu ändern. Dies auch zur Beruhigung der etwaigen irreführten jüngeren Fachgenossen.

Die übrigen Bemängelungen, die sich lediglich als Ansichtssache darstellen, möchte ich, um nicht zuviel Raum zu verschwenden, übergehen. Nur sei es mir gestattet, im Bezug auf die Kritik der landschaftlichen Szenerien der von Herrn Hömann geäußerten Ansicht entgegenzutreten, als ob solche Sichten nur dann wirken könnten, wenn sie einen Blick auf einen außerhalb der Friedhofsgrenzen liegenden Aussichtspunkt umrahmen. Im Gegenteil! Mir scheint vor allem das Ziel der Ruhe und Abgeschlossenheit des an kahlem Abhang gelegenen Friedhofes in solchen Szenerien das Motiv der landschaftlichen Gestaltung sein zu müssen. Der Anblick

auf etwaige in diese landschaftliche Anordnung hineingezogene points de vue würde die Wirkung dieses Motives stören. Auge und Sinne von der wirkungsvollen Gruppierung der Grabdenkmäler ablenken. Ein schöner Rundblick über die Bäume des Friedhofes hinweg auf Stadt und Umgebung bietet sich nach meiner Planung von der Plattform der höchsten Terrasse, auf welcher ich als wirkungsvollen Endpunkt der Mittelachse einen Rundtempel mit anschließenden Arkaden geplant habe.

Trip.

Verschiedenes.

Willy Langes Gartenkunstprinzipien und sein neues Buch. Seit etlichen Jahren hat sich in der Fachpresse Willy Lange einen Namen erworben durch seine liebevollen und lebenswahren Naturschilderungen; und wenn auch die Neuerungen, die er für den Garten daraus folgerte, nicht allgemeinen Beifall finden konnten, so kommt ihm doch zweifellos das Verdienst zu, in unserer Zeit der Heimatbewegung die Heimat und ihre Reize erneut für den Park entdeckt zu haben. Der Vereinigung seiner Studien und Erfahrungen konnten deshalb die Fachgenossen mit Erwartung entgegensehen. In einem Bande von gediegener Pracht der Ausstattung liegen sie jetzt vor.

Was wir von Lange nicht erwarteten, ist ein eigentliches Gartenbuch, das ebensowohl die regelmäßige Gestaltung be-



greift, wie es über praktische und technische Fragen Auskunft erteilt. Man hat darauf leider nicht verzichtet, doch scheidet naturgemäß das alles, so sachlich und nützlich es sein mag, für die Beurteilung vom fachlichen Standpunkte völlig aus.

Langes Forderung der Naturwahrheit im Garten ist aus seinen früheren Veröffentlichungen wohl bekannt, doch will uns bedünken, daß in diesen minder lehrsamten Arbeiten große Gesichtspunkte besser zur Geltung gelangten. Wir haben lange geschätzt als eine Art von Dichternatur, von der wir wertvolle Anregungen gewärtigten für unsere oft allzu nüchternen und schulmässigen Anlagen. Das Schicksal hat ihn zum bildenden Künstler bestellt, und im schulmässigen Lehrgange verhärten sich zu grob-stofflichen Vorschriften die Ideale.

Wenn im angestrebten, bodenständigen Heimatgarten die

Kunstgriffe, die mit bildender Kunst rein gar nichts zu tun haben; an sich freilich manchmal eine vorzügliche Beobachtung in den vielfach zu Unrecht übersehenen Einzelheiten bekunden. Aber Langes naturwissenschaftliche Anschauung vermag dadurch an künstlerischem Adel nicht zu gewinnen.

Das scheint er selbst zu fühlen, und so sucht er nach weiteren Mitteln der Steigerung, um seinen Szenerien Inhalt zu geben, pflanzt tote Bäume und errichtet allerlei Menschenwerk von vorgetäuschem Zweck und Alter, schafft damit selbst ganze „Garten“-Partien und merkt nicht, wie weit er sich beispielsweise in seinem „Dorfweiher“ von allem entfernt hat, was Kunst und was Natur heisst.

Selbst die ganze Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts glaubt er in seinem Naturgarten zu Rate ziehen zu



Gesamtansicht des Buchner'schen Gartens
vor dem Kunstgewerbehaus auf der Bayrischen Jubiläums-Landesausstellung 1906 in Nürnberg.

fremden Pflanzen, welche zum Teil längst Heimatrecht erhielten im deutschen Parke, geduldet werden sollen durch physiognomische Angleichung zu ähnlichen Erscheinungen der heimatlichen Flora, so ist das als vorzüglicher Ausweg und als Anerkennung ihrer Schönheit zu loben. Soll dieses Mittel aber gleichzeitig als erste und anscheinend wichtigste Stufe dienen zur „Steigerung der Natur zur Idee hinauf“, zum Nachweis der Kunst in der landschaftsgärtnerischen Tätigkeit, dann wird das künstlerische Niveau zu nahezu mechanischer Handhabung herabgedrückt, zumal sauberlich bearbeitete Tabellen dafür bereitgestellt sind.

Als weiteres Mittel der Kunst ist die Verwertung buntlaubiger Pflanzen zu einheitlichen Farbeffekten empfohlen unter Innehaltung der natürlichen Vegetationsmotive. Ein andermal wird als Steigerung der Natur die erhöhte Ausnutzung des Raumes durch reiche Verwendung von Lianen angeboten und schliesslich sogar die Darstellung besonderer Bilder zur Anregung der dichterischen Phantasie. — Das sind

sollen. Nach seinen besonderen Angaben kombinierte Szenerien hält er für geeignet, durch sie eine wohlthätige Gymnastik des Gemütes zu exerzieren und sucht die Wirkungen sicherzustellen durch Einfügung allegorischer, märchenhafter und mythologischer Gestalten sowie durch inschriftliche Hinweise. — Hirschfeld redivivus!

— — Wir wollen trauern, daß wir unseren Willy Lange nicht mehr haben, der uns von seinem schönen Dietharz aus erzählte von Wasserfällen und Bauerngärten und versonnenen Plätzchen, der da anregte und ermunterte, „wer Augen hat zu sehen“. Sein Naturgarten von damals war ein Ideal, ein kunstfremdes freilich, aber voll von Anregungen, die in den Rahmen des Bestehenden vortrefflich sich eingliederten: was er für Kunst hielt, hat alles zerstört, ist Rückschritt.

An sich betrachtet, stellt das Werk eine ungemein fleissige und sorgfältige Arbeit dar; aber die Panoptikumbilderei, die Spekulation auf seelische Affekte und der Mangel künst-

lerischer Auffassung macht es dem gewissenhaften Fachmanne unmöglich, zur Verbreitung irgendwie beizutragen.

Krone.

Der Garten vor dem Kunstgewerbehaus auf der Bayr. Landesausstellung vorigen Jahres, der von Mich. Buchner, München, entworfen und ausgeführt war, ist auf Seite 14 und 15 in drei Ansichten wiedergegeben, die gewiß jedem, der die meisterhafte Anlage gesehen hat, eine willkommene Erinnerung sein werden.

Einem Briefe, den uns Herr Buchner mit Bezugnahme auf die Kritik geschrieben hat, welche sein Garten in unserer Zeitschrift (Seite 162 und 167 des Jahrgang 1906) gefunden hat, entnehmen wir folgende Stellen:

„Wie der Laie als Kunstkritiker den Garten beurteilt, hat die Gartenkunst im vorjährigen Augnsthefte gebracht. Auch die augenscheinlich aus fachmännischer Feder im gleichen Hefte herrührende Besprechung muß ich im großen und ganzen als ein sachliches Urteil anerkennen. Es ist da ohne Rückhalt gesagt worden, was man auch im mündlichen Verkehr sich gegenseitig sagen würde, nur mit dem Unterschiede, daß manches Urteil milder ausfällt, wenn man die maßgebenden Umstände gekannt hätte; so z. B. ist der *Buxus rotundifolia* nicht zum Schlinggewächs „gequält“ worden, sondern tatsächlich so gewachsen, wie er verwendet wurde. Die Unterbrechung der weißen Sockellinie des Gebäudes durch dunkelgrün war notwendig und was ich mit dieser Anordnung wollte, hatte ich auch erreicht, obschon die Anpflanzung erst am 2. Juni nach Fertigstellung des Baues bewirkt werden konnte. Längs der Seitengänge hätte ich vierkantig geschnittene *Buxus* gepflanzt an Stelle der Büsche, wenn ich welche gehabt hätte; pyramiden- oder kugelförmige hätten zu den Kugellorbeern nicht gepaßt. Die *Nicotiana-Sandera*-Gruppe hat von Anfang bis zu Ende sich bewährt. Abgesehen davon, daß ich in dem Garten auch Material aus meinen Kulturen vorsehen wollte, wußte ich nicht, welche Pflanze eine unauffällige, besser zum Ganzen passende Farbe geboten hätte.

Die ganze Anlage ist nicht unter Berücksichtigung eines bestimmten Stils entworfen, sondern mehr dem Gefühl entsprungen. Im Gedankenaustausch mit Herrn Bauamtman Bertsch, dem Architekt des Kunstgewerbegebäudes, hat das, was meiner Phantasie vorschwebte, sich zu der der Architektur des Gebäudes angepaßten Anlage entwickelt; so auch die Einfriedigung mit ihren laubenartig ausgebildeten Eingängen; ebenso wie die Mittelpartie mit der Prinzregentenbüste sozusagen durch die Architektur vorgeschrieben war.

Der Kirchenausstellung mußte ein passender Garten angegliedert werden, der durch Halblauben begrenzt einen klostergartenartigen Charakter erhalten hat. Mit Absicht ist dieser Teil durch die großen *Lawsonzyypressen* nach außen zur Steigerung seiner intimen Wirkung abgeschlossen worden.

Der von den beiden Eingangslauben gebildete vorhofartige Raum mit seinem bescheidenen Brunnen und der entsprechend angeordneten Bepflanzung erinnerte an oft- und gerngesehene italienische Motive.

Mit Bedenken habe ich während der Ausführung oft vor der kahlen weißen Wand der Kunsthalle gestanden. Ein Verkleiden mit Baum- und Strauchwerk war der Jahreszeit wegen nicht mehr möglich, eine architektonische Lösung hätte vielleicht ungünstig auf die anderen Teile meiner Anlage gewirkt. Deshalb habe ich aus Blattpflanzenmaterial ein stüdländisches Vegetationsbild aufgebaut, das sich mit den vorhandenen Föhren, die die Dachflächen der Bauten teilweise vorteilhaft verdeckten, zu einem Ganzen verband. Daß im übrigen die durch den Garten zerstreut stehenden Föhren den Eindruck

der regelmäßigen Anordnung durchaus nicht störten, wird jeder aufmerksame Besucher gefunden haben.

Die Gartenplastiken, welche einen Teil meines Geschäftes bilden und von meinem Sohne Ludwig hergestellt werden, kamen mir zur Vervollständigung der Anlage sehr zustatten.“

Prüfungen an der Kgl. Gärtnerlehranstalt zu Dahlem.

Am 26. September d. Js. fand die Abgangsprüfung an der Dahlemer Kgl. Gärtnerlehranstalt unter dem Vorsitz des Min.-Direktors Dr. Thiel statt, nachdem die schriftlichen Prüfungsarbeiten vorher ihre Erledigung gefunden hatten. Es unterzogen sich 10 Herren der Prüfung in Gartenkunst, 4 im Obstbau, 1 im Pflanzenbau; alle 15 bestanden die Prüfung, 4 mit Auszeichnung. — Im Anschluß daran fand eine Obergärtnerprüfung statt, der sich 22 Kandidaten unterzogen, die alle bestanden, davon 2 im Obstbau, 1 im Pflanzenbau, die übrigen in Gartenkunst.

Die Königl. Gärtnerlehranstalt in Dahlem bei Steglitz-Berlin hat mit Genehmigung des Herrn Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten beschlossen, auch Damen als Hospitantinnen und Praktikantinnen zu den einzelnen Lehrgängen zuzulassen. Die Anstaltsleitung kommt mit diesem Beschlusse den seit längerer Zeit zahlreich an sie herangetretenen Wünschen entgegen. Den eintretenden Teilnehmerinnen ist Gelegenheit gegeben, nach eigener Wahl sowohl den allgemeinen Lehrgang, als auch die Lehrgänge für Gartenkunst, Obstbau oder Pflanzenbau zu hören. Weitere Auskunft erteilt auf Anfrage die Direktion der Kgl. Gärtnerlehranstalt in Dahlem bei Steglitz.

Ideenwettbewerb für die Anlage eines Stadtparkes in Hamburg-Winterhude. Die schon längere Zeit schwebenden Verhandlungen betr. Schaffung eines großen Hamburger Stadtparkes haben sich in letzter Zeit zu einem greifbaren Ergebnis insofern verdichtet, als vom Hamburger Senat bei der Bürgerschaft die Zustimmung zur Ausschreibung eines Ideenwettbewerbes beantragt ist. Das in Aussicht genommene Gelände umfaßt rund 140 ha (also ungefähr soviel als der Bremer Bürgerpark). Seine Entfernung vom Stadtmittelpunkt (Rathausmarkt) beträgt fünf Kilometer. Es ist teilweise mit Laub- und Nadelwald in 10—20 jährigem Alter bestanden. Das Ausschreiben wird sich an alle deutschen Künstler (auch solche die ihren Sitz im Auslande haben) wenden. Aufgabe des Wettbewerbes wird die Gestaltung des Parks einschließlich der erforderlichen Baulichkeiten und der den Park begrenzenden Straßen sein. An Baulichkeiten, von denen je ein Grundriß und die Hauptansicht geliefert werden sollen, werden in Aussicht genommen, ein Hauptrestaurant, ein Kaffeehaus, eine ländliche Wirtschaft, eine Milchwirtschaft und ein Aussichtsturm, zum Gesamtkostenbetrag von 580 000 Mk. Auf den Park (große Spielwiesen, Teichanlagen u. dgl.) können einschl. der Kosten für die Herstellung der ihn begrenzenden Straßen drei Millionen Mark aufgewendet werden. An Preisen gelangen zur Vergabe ein erster Preis (Mk. 10 000) zwei zweite Preise (je Mk. 6 000), zwei dritte Preise (je Mk. 4 000), drei weitere Entwürfe sollen für je 1 500 Mk. angekauft werden können. H.

Bücherschau.

Fritz Encke, **Der Hausgarten.** Verlegt bei Eugen Diedrichs, Jena 1907.

Und wie es sich gestalten wird, mein Freund,
Und wie es sich gestalten wird?
In welcher Richtung in welchem Sinn?
Ob zu Verderben? ob zu Gewinn?

Die Jungen haben es in der Hand,
Die Jungen mit ihrem Tugendmut,
Mit ihrer Kraft, mit ihrer Glut!
Und wenn sie furchtlos festen Blicks
Hinausschauen über ihr kleines Heut'
Und über Parteigezänk und Neid . . .
Dann, glaub ich, gestaltet sich gut, mein Freund,
Dann, glaub ich, gestaltet sich's gut!

Caesar Flaischlen.

Gerade vor zwei Jahren hatte ich mir erlaubt, in der alten „Gartenkunst“ gelegentlich der Besprechung des Schneiderschen Buches über den Stand, über den Rückstand unserer Kunst meine Ansicht auszusprechen. Mit den obigen Worten Flaischlens hatte ich damals geschlossen. Heute stelle ich sie als Motto an die Spitze, denn wahrlich — es gestaltet sich gut. Der Wunsch, endlich Taten zu sehen, und nicht soviel Worte zu wechseln, wie er damals in dem „verständnisvollen“ Nachtrag der Redaktion geäußert wurde, ist ja begreiflich, aber in unserer Kunst schwerer erfüllbar, als in jeder anderen. „Das Wort aber ist nahenden Taten ein Herold.“ — Encke, Schneider, Lange wenden sich, jeder in seiner Weise mit eindringlichen Worten an uns. Die scharfen Angriffe gegen die Scholastik flauen ab und positive Gedanken über das „Wie“ aufrichtiger, gesunder Gestaltung treten in den Vordergrund. Heute will ich nur eine der erwähnten Schriften zum Gegenstand einer kurzen Besprechung wählen. „Der Hausgarten“ von F. Encke ist ein Buch, das mit herzlichem Dank als ein Gewinn zu begrüßen ist.

Den Hausgarten bezeichnet Encke im Gegensatz zum Park als das dem Hause durchaus untergeordnete Stück Land, welches sich dem Charakter und der Tonart des Hauses anzupassen hätte. Da nun die Möglichkeiten künstlerischer Form und Ausschmückung eines Hauses unendlich mannigfaltig sein können, so ist auch die Gestaltungsweise des Hausgartens keiner allgemeinen Regel unterworfen. In jedem Einzelfall werden über besondere Rücksichten zu nehmen sein, welche die Gestaltungsweise bald nach dieser, bald nach jener Richtung beeinflussen.

Einige dieser bestimmenden, aber nie feststehenden Faktoren nennt der Verfasser (p. 14): Die Größe des Grundstücks, die Gestalt der Oberfläche, die Umgebung und Lage des Hauses, sein Stil und Charakter, Eingänge, Fenster, innere Raumverteilung, alte Bäume oder Baulichkeiten, die im Grundstück vorhanden sind, schließlich die Geldmittel und nicht zuletzt der dem Bedürfnis des Besitzers entsprechende Zweck des Gartens, — alles dies sind Dinge, die bei der Einrichtung des Gartens mitzusprechen haben. Man muß sie hören — man muß aber auch ihre Sprache verstehen. Das ist die erste Bedingung, um ihren bestimmenden Einfluss mit künstlerischem Takt zu verstärken oder durch Gegenmittel zu dämpfen. Es ist selbstverständlich, daß in jedem einzelnen Fall mindestens einer, meist aber mehrere dieser Faktoren sich ändern, wodurch die dem Künstler gestellte Aufgabe und somit auch die Lösung derselben jedesmal eine andere wird. Sinnlos und verwerflich ist jede schematische Behandlung des Gartens, die sich den bestimmenden Einflüssen jener Faktoren verständnislos oder rücksichtslos entzieht. Des Verfassers weitere Ausführungen über die mannigfaltigen Möglichkeiten künstlerischer Gestaltung je nach der wechselnden Konstellation jener Faktoren, deren Vorzüge er geschickt auszunutzen weiß, deren störende Mitwirkung er zu unterdrücken versteht, berechtigen ihn zu dem Ausspruch: „Ich glaube, hiermit ist auch die Frage gegenstandslos geworden, ob die Hausgärten streng architektonisch oder in zwangsloser Anordnung gestaltet werden müßten. Nicht Regeln und philosophische Erörterungen sollen meines

Erachtens die Gestalt des Hausgartens bestimmen: seine Eigenart soll vielmehr durch die Bedürfnisse und Wünsche des Bauherrn festgelegt werden, welche durch die örtlichen Verhältnisse und durch die Erfahrung des zu Rate gezogenen Gartenkünstlers ihre Beschränkung erleiden.“ — Freilich ist dadurch dem Schematiker ein Anhaltspunkt entzogen, an den sich in neuerer Zeit ein Dogma kristallisieren wollte. Es ist dankenswert, daß Encke diese Stütze zerbricht und sich auf den freien künstlerischen Standpunkt stellt, jeden Einzelfall als besondere Aufgabe anzusehen, deren Lösung durch künstlerisches Erfassen der besonderen Umstände und demgemäß durch freie Selbstbeschränkung zustande kommt. So viel über den allgemeinen Teil, der im Rahmen des oben Gesagten eine Fülle sehr beachtenswerter Gedanken birgt, die oft nur durch einige Worte angedeutet sind oder gar — wie fast immer bei Schriften, die sich an das Empfinden wenden — zwischen den Zeilen gelesen sein wollen. Ganz besonders ist das der Fall im zweiten Teil des folgenden Kapitels über die Bepflanzung. Nachdem dort die Gehölze als plastisches Baumaterial mit Licht- und Schatten-, Form- und Farbenwirkungen, allgemein besprochen worden sind, geht der Verfasser auf die Niederflora ausführlicher ein und schildert die Verwendungsmöglichkeiten der Stauden, der einjährigen Kräuter und Schlingpflanzen im Hausgarten. Je nach der Tonart des Gartens bevorzugt er die regelmäßigen Blumenrabatten, warnt vor unvorsichtiger Zusammenstellung, in der die eine Blume die andere in der Wirkung stört, räumt dem Teppichbeet nur in seltenen Fällen Daseinsberechtigung ein. — dann wieder wird die Schlingpflanze als wichtiger, leider so oft verständnislos angewandter Schmuck behandelt und schließlich folgt ein Abschnitt, bei dem der Verfasser sich offenbar auf Widerspruch gefaßt macht. Er sagt (p. 49): „Mancher Leser wird vielleicht einen Widerspruch darin finden, daß ich für den Hausgarten die architektonische Gestaltungsweise bevorzuge und gleichzeitig den Vegetationsbildchen das Wort rede.“ — Man lese dort selbst weiter und urteile dann selbst. Ich für mein Teil stimme darin Encke durchaus bei und weiß aus eigener Erfahrung, aus meinem früheren Garten auf dem Lande, wie sich regelmäßige Anlage der Wege, Sitzplätze mit Gartenmöbeln — kurz gemütliche Wohnungsbehaftung mit solchen „Vegetationsbildchen“ vereinigen läßt. Wohlgemerkt: vereinigen „läßt“. Damit ist nicht gesagt, daß es überall zulässig ist; ja wohl nur in seltenen Fällen. Und es ist auch nicht mal gesagt, daß, wenn man die von Encke genannten Gewächse hinpflanzt, ein „Vegetationsbildchen“ entsteht. Dazu gehört viel Naturstudium und zwar liebevollstes Naturstudium. Was als sogenannte „Alpenpartien“ und „Naturszenerien“ in Vorgärten geboten wird, wo hohe Quarzblöcke auf umgegrabenen Beeten wie ein campo santo angeordnet sind und ein Staudensortiment einer Handelsgärtnerei wohlgesät zwischen gepflanzt ist, solche ekelhafte Albernheiten, die sich mancher „gebildete“ Großstädter heute noch von seinem Hofgärtner hinzaubern läßt, und ich fürchte — sogar selbst Gefallen daran findet — diese meint Encke natürlich nicht. Seine anziehenden Bilder auf p. 53, 54, 55, 56 bewahren ihn vor solchem, doch vielleicht möglichen Mißverständnis. Man denke sich nun an den reizvollen Szenerien, die auf den genannten Seiten abgebildet sind, einen gradlinigen horizontalen Weg vorbeiführend und einen rechteckigen, etwa 3 × 5 m großen, sauber gehaltenen Kiesplatz in den natürlich gestalteten, höher gelegenen Boden hineingeschnitten. Mit seinen Farnkräutern und Moospolstern, Heidelbeeren, Glockenblumen. Fingerhut und Waldmeister: ja sogar mit seinen trocknen abgeblühten Gräsern und Staudenfruchtständen beginnt das

Waldterrain gleich an der Grenze des Platzes. Man hüte sich, viel daran herumzufrisieren oder „Ordnung“ zu machen und dadurch das Malerische zu stören. Nun setze man sich auf diesem Kiesplatz in einen bequemen Gartenlehnstuhl an ein Gartentischchen und genieße die kleine reiche Umwelt, die sich in jeder Jahreszeit anders schmückt und immer neue Reize entwickelt. Wenn die Situation dazu geeignet ist und wenn der Besitzer des Hauses ein Blumenfreund ist und an Moosbeeren, Anemonen und Farnkräutern mehr Freude hat, als an zehn Geranium „Meteor“, die auf geschorenem Rasen eine Dracaene umgeben, warum soll er sich denn all dieser Freude begeben? Aufrichtige Liebe und persönliche Pflege des Gartens ist für diese Art Gartengestaltung allerdings eine *condicio sine qua non*. Koketterie und geheuchelte Naturliebe können diese wichtige Bedingung nicht vortäuschen und auch dann nicht, wenn die „*ordnende Hand*“ des Gärtners in ein so zartes Ensemble verständnislos dreinfährt. — Wir kommen zum Kapitel über die Wege. Auch hier finden wir keine Regeln, sondern Betonung des Zwecks. Der allein bestimmt die Behandlung des Weges, seine Führung, seine Breite, seine Umgebung. Wie in einer gut eingerichteten Wohnung jedes Zimmer auf den ersten Blick seine Bestimmung erkennen läßt, so soll auch die Eigenart des Weges auf den Zweck hinweisen, dem er dient. In ganz ähnlicher Weise ist im weiteren Abschnitt die Besprechung der Baulichkeiten im Garten durchgeführt. Das Alberne und Unzweckmäßige, was sich auch auf diesem Gebiet immer noch vielfach breit macht, ja heute noch neu entsteht, wird mit gebührender Schärfe verurteilt — mehr aber das Wünschenswerte durch Wort und Bild betont. Häuschen, Lauben, Brücken, Bänke sollten in bezug auf ihre Form und Brauchbarkeit mit mehr Sorgfalt geprüft werden. „Man braucht sich nur den Garten als Wohnung zu denken, so wird man leicht herausfinden, was geeignet ist, für den Garten und was nicht.“ (P. 90) sagt der Verfasser und weiter (p. 91): „Je mehr sich der Gedanke durchsetzt, daß Garten und Wohnung zusammengehören, desto selbstverständlicher wird es sein, den Garten von Geschmacklosigkeiten freizuhalten.“ Hier möchte ich doch vorsichtigerweise einen skeptischen Zusatz machen: Ist denn die Wohnung schon frei von Geschmacklosigkeiten? Haben wir da schon einfache Aufrichtigkeit ohne Protzentum? Läßt sich das Publikum nicht täglich betören vom Jahrmärktstreck, der dem Wunsche mehr zu scheinen, als man ist, billig seine Dienste anbietet? Wenn unsere Gesellschaft in ihrer Gesinnung sich nicht ändert, wenn großtuerisches Scheinwesen — ach gar zu oft noch aufrichtigem Sein vorgezogen wird, werden auch Haus und Garten nicht anders werden. Denn daß auch hier, wie in jeder Kunst die Persönlichkeit alles ist, läßt sich aus den nun folgenden reizenden Schilderungen des Pfarrgartens, des Hausgärtchens des Freundes und den weiteren Besprechungen und bildlichen Wiedergaben bestehender, meist vom Verfasser selbst angelegter Gärten deutlich entnehmen. Wer die Wärme der Darstellungsweise Enkes, die liebevolle Vertiefung in den Stoff, die Betonung des persönlichen Verwachsenseins von Mensch, Haus und Garten hier nicht durchfühlt, der wird von dem Buche nicht mehr haben, als von Gartenleitfaden, wo drin steht „wies gemacht wird“. Ich halte diese Schilderungen für den Glanzpunkt des Büchleins: sie erinnern stellenweise an die warme, naive, kindlich-frohe Tonart, die Heinrich Seidels Schriften so herzerfrischend durchziehen, wenn er seine Odysseusgeschichte erzählt oder von Leberecht Hühnchen plaudert. Ein „Referat“ kann man nicht geben von einem Herzensbekenntnis. So darf ich diesen Teil des Buches wohl nennen — seine Sprache verrät ihn. Enkes ganzes inneres Trachten als Gartenkünstler, in erster Linie aber als Mensch, geht dahin, die Beziehung zwischen Mensch und Natur zu knüpfen und zu vertiefen, weil er selbst in der Liebe zur Natur und im Zusammensein mit ihr so viel Glück gefunden hat, das er auch anderen zuführen will.

Doch nun zum Schluß. Daß die Vorgärten und die Gartenhöfe dem Verfasser weniger „liegen“, weil sie ihrem Wesen nach die wünschenswerte Wohnungsintimität nicht so zum Ausdruck bringen können, sieht man aus den beiden letzten Kapiteln, die trotzdem aber wichtige Fingerzeige für die Gestaltungsmöglichkeiten dieser mehr für die Öffentlichkeit geprägten Gartenform enthalten.

So sei denn Enkes Buch allen denen warm empfohlen, die das Aufblühen gesunder Gartenkunst nicht von neuen Dogmen und technischer Routine erwarten, sondern von der aufrichtigen Gesinnung, von liebevoller Beziehung zur Natur und inniger Vertiefung in die Geheimnisse künstlerischen Taktgefühls. W. von Engelhardt, Gartendirektor.

Willy Lange: „*Gartengestaltung der Neuzeit*.“ Unter Mitwirkung von Otto Stahn, Königl. Reg.-Baumeister. Verlag von F. J. Weber, Leipzig 1907.

Mit einer gewissen Erwartung ist nicht nur in Fachkreisen dem Werk Langes entgegengesehen worden; liessen doch seine gelegentlichen Veröffentlichungen in Tages- und Fachblättern, seine Äußerungen in Vorträgen und im Unterricht vermuten, daß er zu einer selbständigen Auffassung des gartenkünstlerischen Problems gelangt war, und man durfte gespannt sein, wie er sich mit der Darstellung und Begründung dieser seiner Auffassung abfinden würde.

Das nun vorliegende Werk bereitet wohl nur wenigen, die sich ernstlich mit dem neuzeitlichen Entwicklungsgang der Gartenkunst befassen haben und nicht zu der von manchen „Modernen“ geforderten grundsätzlichen Verwerfung landschaftlicher Gartenkunst gelangt sind, eine Enttäuschung, mag man auch in Einzelheiten anderer Meinung sein als der Verfasser. Langeist, wie Hoemann in seinem Nürnberger Vortrag sagte, auch ein Moderner, aber von Jenen trennt ihn eine ganze Weltanschauung. Trotzdem läßt er ihrer Auffassung volle Gerechtigkeit widerfahren; denn wer sich von dem Gefühl des Herrenrechtes nicht frei machen kann, das als Ausfluß des menschlichen Ordnungssinnes sich des Gartens in früherer Zeit bemächtigte und die geometrischen Kunstgärten schuf, mit ihnen geköpften Bäume, geschorenen Heckenwänden und in geometrischer Ordnung angepflanzten Blumen, dem muß es unbenommen bleiben, sich auch heute noch seinen Garten ganz nach seinem Geschmacke zu gestalten. Man darf niemandem etwas aufdrängen wollen, was seiner Persönlichkeit nicht gleichgültig ist. Während aber in ältester Zeit der Mensch sich unter die Naturgewalten beugte, später sein Herrenrecht über sie geltend machte, stellt ihn die neue Zeit nicht unter und nicht über, sondern in die Natur.

Diese Auffassung, welche auch der Pflanze das gleiche Recht auf Leben und Entfaltung ihrer Art zugesteht, wie uns selbst, kommt im Garten zum Ausdruck, wenn man der Eigenart der Pflanze Rechnung trägt, ihr die günstigsten Entwicklungsbedingungen bietet, darüber hinaus aber innerhalb der ermittelten Gesetze von Ursache und Wirkung nicht eine Nachahmung der Natur, sondern eine künstlerische Steigerung gegenüber der Natur versucht. Grundbedingung dazu ist die Liebe zur Pflanze, die Liebe zu allem Lebendigen; wer die gewonnen hat, der kann in seinem Gartenleben als Persönlichkeit seiner Zeit sich ausleben.

Diese Sätze, welche das Leitmotiv des Langeschen Buches bilden, sind mir außerordentlich sympathisch, wie jeder, der meine persönliche Auffassung kennt, begreiflich finden wird.

Auf einzelne Kapitel des Buches näher einzugehen, dürfte hier wohl zu weit führen, und erübrigt sich auch, weil wohl erwartet werden kann, daß sich an sein Erscheinen lebhaft Erörterungen knüpfen werden, die sich eingehend mit den verschiedenen Teilen des Stoffes befassen werden. Einiges sei nur hier gestreift. Im Kapitel „Planung“ finden wir sehr lehrreichen Mahnungen über das Zusammenarbeiten von Baumeister, Gartenkünstler und Besitzer, im Abschnitt über

„Wahl der Gartenform“ wiederholte Hinweise darauf, daß die malerische Wirkung regelmäßiger Gartenanlagen nicht zum wenigsten auf dem reizvollen Gegensatz zwischen der Strenge der Grundrisanordnung und der übersprudelnden Lebensfülle des Pflanzenwuchses beruht. In dem vom Reg.-Baumeister Stahn verfaßten Kapitel über die „Architekturgärten“ begegnen wir einem im Gegensatz zu manchen Wahrnehmungen der letzten Jahre außerordentlich wohlthuenden Verständnis des Baukünstlers für Gartenfragen.

Das bedeutungsvollste Kapitel des Buches ist wohl dasjenige über den „Naturgarten“ und in ihm erscheint mir der Abschnitt „die Pflanzung“ der wichtigste. Hier entwickelt Lange seine Theorie. Er legt das Hauptgewicht nicht auf die formale äußerliche Schönheit des einzelnen Pflanzenindividuums, sondern auf die Schönheit, welche auf der Erkenntnis innerer Wechselbeziehungen, organischer Notwendigkeiten beruht, auf die „lebendige“ Schönheit. Er führt die wissenschaftliche Erkenntnis des inneren Zusammenhanges der natürlichen Pflanzengesellschaften in die Gartenkunst ein, er baut auf ihr als Grundlage des künstlerischen Fortschrittes seine moderne Auffassung der Gartenkunst auf. Die Pflanzenphysiognomie bietet ihm das künstlerische Wahlgesetz für die Pflanzungen im Natur-(d. h. Landschafts-)Garten, er will Harmonie zwischen Standort und Pflanzung herbeigeführt wissen. Man könnte einwenden, daß verstandesgemäße Wissenschaftlichkeit nicht die Grundlage für künstlerisches Wirken und Können bilden dürfe nach dem auch von Hoemann in Nürnberg zitierten Wort: In der Kunst ist Verstand gar nichts, Verständnis etwas, Gefühl alles! Aber die Ursachen müssen studiert und erkannt sein, wenn man Wirkungen hervorbringen will, das ist bei einem lebendigen Stoffe wie die Pflanze unabweislich — und auch der Bildhauer studiert die Anatomie des menschlichen Körpers!

Von programmatischer Bedeutung ist ferner das Kapitel „Das Leitmotiv“. Es wird sicher viel Widerspruch finden, nicht so sehr wegen des Leitmotivgedankens an sich, dem ich im Prinzip um so weniger widersprechen kann, als er das logische Ergebnis der ganzen Langeschen Auffassung bildet. Indessen kann ich mich mit der Dorfanger-Idee — ich habe ihre praktische Durchführung in Dahlem freilich noch nicht gesehen — nicht befreunden, ich meine, es sei ein etwas vernünftiges Beispiel.

Überhaupt wird das Langesche Buch viel Widerspruch finden, die Kritik wird an die Tintenfüßer eilen — allein das kann ihm nicht schaden. Soll ein solches Buch wirken, so muß es nicht nur Beachtung, sondern auch Widerspruch und Kritik, scharfe Kritik finden, nichts kann ihm nachteiliger sein, als die übliche wohlwollende Besprechung und — Schweigen. Heicke.

Landschaftliche Gartengestaltung von Camillo Karl Schneider: Als ich vor genau 2 Jahren die „Gartengestaltung und Kunst“ des gleichen Verfassers aus der Hand gelegt hatte, war ich mit mir selbst nicht einig, wie eigentlich das Werk und sein (mir persönlich nicht bekannt) Verfasser zu beurteilen seien, da ich neben einem gut Teil trefflicher, von künstlerischem Geiste durchleuchteter Ausführungen und Anregungen auch recht viel minderwertige Auslassungen tendenziöser Art gefunden hatte; immerhin hatte ich Freude an dem frischen Draufgänger, und es deuchte mir, daß aus dem gärenden Most wohl noch ein klarer Wein zu erhoffen wäre. Nun ist C. K. Schneider mit einer Fortsetzung hervorgetreten, deren Titel „Landschaftliche Gartengestaltung“ in der jetzigen Zeit heißen Ringens um das grundlegende Prinzip der Gartenkunst allgemein das lebhafteste Interesse erwecken muß; und um mein Endurteil vorweg zu geben: Schneider hat meine Hoffnung größtenteils erfüllt und in dem gegenwärtigen Werke ganz wesentlich Besseres, Greifbares geboten, und ich kann das durchaus flott und anregend geschriebene Buch einem jeden, der mit unserer Kunst als Fachmann oder Laie Beziehungen hat, aufs wärmste empfehlen, wenn ich auch, um mit Schneiders

eigenen Worten zu reden, „als einzelner mehr oder weniger eine schmal begrenzte individuelle Auffassung vertritt.“

Schneiders ganze Denk- und Schreibweise ist so, daß man eigentlich zu jeder seiner Äußerungen ein ganz bestimmtes „Ja“ oder „Nein“ hinzusetzen und begründen müßte, an dieser Stelle aber kann nur eine generelle Würdigung gegeben werden: Im 1. Kapitel erläutert Schneider den Begriff „landschaftliche Gartengestaltung“ im Gegensatz zur „architektonischen“ und unterscheidet wie früher den (architektonischen) Haus- und Volksgarten und den (landschaftlichen) Privat- und Volkspark; diese Unterscheidung ist im allgemeinen wohl richtig, nicht aber in dem strengen Sinne, den Schneider in einem späteren Kapitel (bei der im übrigen ausgezeichneten kritischen Würdigung Seckells) dahin präzisiert: „Der Garten in unserem Sinne kann nie landschaftlich sein“, was ich trotz derer um Schultze-Naumburg, Muthesius etc. doch bestreiten möchte; ich weise nur auf solche Gärten hin, die direkt in eine vorhandene Landschaft hineinkomponiert werden, für welche Fälle allerdings Bauer-Magdeburg die niedliche Phrase geprägt hat: „So weit die natürliche Umgebung eines Landhauses etwa erhalten worden ist, hat man eben auf Gartenbildung verzichtet“; ich weiß nicht, ob und wie Schneider und Bauer eine ähnliche Aufgabe schon gelöst haben, ich würde solch einen Fall lieber im Sinne Willy Langes bearbeiten. — Es folgen dann einige ansprechende Kapitel über „die Vorbilder der Natur und ihre künstlerische Bearbeitung“, in denen viel brauchbares Material mit anerkennenswertem Fleiße aus der Natur und Literatur zusammengetragen ist. Schneider fordert — selbstverständlich — daß „die Grundlage der landschaftlichen Gestaltung ein systematisches Erforschen der Natur bilden muß“, doch geht er nicht so weit wie Lange, dem „die Nachschöpfung der Pflanzengesellschaften nach dem Vorbilde der Heimatnatur das höchste Ziel der Gartenkunst ist“; ich meine nun, daß Lange die äußerste logische Konsequenz aus dem Prinzip der landschaftlichen Gartengestaltung zieht, Schneider aber allzuviel Konzessionen an eine bequemere Durchführbarkeit des Prinzips macht, insbesondere beim Privatpark. — Nach einem sehr interessanten „Rückblick auf die Anfänge der landschaftlichen Gestaltung“ (wobei meines Erachtens die neuerlichen Ausfälle gegen Gustav Meyer, dessen Einfluß auf die zeitgenössische Gartenkunst Schneider wohl nicht genügend würdigt, besser weggeblieben wären) kommt ein Überblick über die Bestrebungen der Gegenwart, in dem viel zu viel Platz und Bedeutung dem Kunstbekenntnisse Bauers zugemessen wird; die zugehörigen englischen und französischen Parkstudien lassen Schneider als scharfen, treffenden Kritiker erkennen.

Der Kern des Werkes „die Hauptformen öffentlicher, landschaftlich zu gestaltender Anlagen“ (Volkspark, Friedhof, Palmengarten) bringt sehr viel lehrreiche Kritik und gleichviel beherzigenswerte Hinweise, ganz besonders gefielen mir die Abschnitte über Gehölze und Stauden, Wasser, Gesteinanlagen und Blumenschmuck. Hier scheint mir die ureigenste Individualität Schneiders am schärfsten zum Worte zu kommen, drum lesen sich diese Abhandlungen am besten.

Gleich darauf aber folgt das schwächste Kapitel „der Privatpark“, zwar wird dabei ein scheinbar neues Prinzip, „die landschaftlich-architektonische Gestaltungsweise“, eingeführt worunter Schneider „einen Ausbau von Parkanlagen ohne Rücksicht auf Naturwahrheit“ versteht. Der Künstler setzt sich anscheinend rücksichtslos über die Forderungen der Natur hinsichtlich des Auftretens der Vegetationstheorien hinweg und behandelt die Gehölze, Stauden etc. rein ihren künstlerischen Wesenszügen nach. Wozu dann der Lärm? Und Schneider selbst schreibt weiter: „Man wird sagen, wenn ich überhaupt eine solche Landschaftsgestaltung zulasse und für künstlerisch gerechtfertigt erkläre, so hätte ich nicht erst das bisher übliche Verfahren zu verurteilen brauchen, da ein in landschaftlich-architektonischem Sinne ausgearbeiteter Park ebenso aussieht

würde, wie die gewohnten Anlagen.“ Der einzige Beweis, den Schneider für die Richtigkeit seines Prinzips beibringt, ist der, daß es malerisch-schöne Werke der Gartenkunst gibt, die nicht auf völliger Naturwahrheit fußen. Ich vermutete, daß in einer 2. Auflage der „Privatpark“ von Schneider wesentlich anders wird behandelt werden!

Sehr befriedigend sind die Ausführungen über „Landesverschönerung und Heimatschutz“, doch möchte ich den Leitsatz, „daß es meistens viel wichtiger ist, dafür Sorge zu tragen, daß an Stelle des dahinschwindenden Alten etwas künstlerisch wertvolles Neues trete“, nicht mitunterschreiben. schon nicht in trauriger Erinnerung an Alt-Nürnberg, wo wir alle uns köstlich über die „Reste einer uns innerlich fremden Vergangenheit“ gefreut haben. Druck und Ausstattung des 250 Seiten starken Bandes sind sehr gut, von den 73 Abbildungen sind die meisten (auch die Gegenbeispiele) glücklich gewählt und von anerkannter technischer Vollkommenheit.

Werden auch demjenigen, der die neuzeitliche Literatur verfolgt und unsere letzten Vereinsversammlungen aufmerksam besucht hat, nicht gerade neue, weiterschütternde Offenbarungen im Schneiderschen Buche verkündet, so sei's doch nochmals als ein sehr beachtenswertes Bekenntnis eines energisch vorwärts strebenden Künstlers und Kritikers rühmend empfohlen.

Gertrude Jekyll: „Wald und Garten.“ Praktische und kritische Anmerkungen eines arbeitenden Amateurs. Aus dem Englischen übersetzt von Gertrud von Sanden, Verlag von Julius Biedeker, Leipzig. 1907.

Auf der Nürnberger Hauptversammlung der D. G. f. G. im August d. J. streifte ich in meinem Vortrage die englische Gartenkunst und sagte unter anderem „der Engländer hat eine wahrhaftige Liebe zur Gartenkunst; in Verwendung der Blume im Garten, insbesondere der Stauden ist er Meister“.

Gleichsam wie eine Bestätigung für die Richtigkeit dieser Ansicht erscheint mir ein soeben im Buchhandel (Verlag von Jul. Biedeker, Leipzig) erschienenenes Werk „Wald und Garten“. Die Verfasserin ist Gertrude Jekyll, eine bekannte englische Gartenschriftstellerin, die nach mehr als dreißigjähriger Praxis ihre Ansichten über den Garten in einfach, schlichter, erzählender Form niederlegt. Übersetzt ist das Buch von Gertrud v. Sanden. Ja, eine wahrhaftige, tiefe Liebe zu Garten und Wald weht einem aus jeder Zeile dieses Werkes entgegen. Gertrude Jekyll ist die Besitzerin eines in England als vorbildlich geltenden Gartens. Durch diesen Garten und den anstoßenden Wald führt uns die Verfasserin zu jeder Jahreszeit, zu jeder Stunde des Tages.

Ihr selbst ist der Garten ein Ort der Rast, der Zurückgezogenheit der stillen Beobachtung, er ist ihr Studierzimmer, ihr Wohnraum im Freien. Diese Worte sind hier aber wohl gemerkt nicht Theorie, es sind hier goldene Worte des Lebens. Müchten Gartenbesitzer und Gartengestalter von dieser Dame lernen und zwar zuerst, wie man seinen Garten, seine Pflanzen und Blumen lieben kann und soll. Ohne diese Liebe kann kein Garten jene Schönheit erlangen, welche Gertrude Jekylls Garten zu eigen ist. Müchten recht viele erkennen, wie unendlich viel und mannigfaltiges Genießens köstlicher Schönheit Garten und Wald dem Sehenden, dem Erkennenden bieten.

Des weiteren aber möge der Leser lernen, wie man diese Gartenliebe praktisch betätigen kann. Manch nützlicher Wink in anregender Form wird hier erteilt, sowohl nach der künstlerischen, als nach der praktischen Seite hin. Als ich das Buch las, da liefs ich mich gerne von der praktischen Künstlergärtnerin führen, die in schlichte Worte, dabei aber so lebenswarm und so anmutig ihre Erfahrungen und Auffassungen mitzuteilen versteht. Lebhaft streitet man heute über die Art der Gartengestaltung, hier „architektonisch“ dort „landschaftlich“ ist das Lösungswort. Die einen nennen dies die höhere Entwicklungsstufe, die anderen jenes. Wie ist nun der Garten von Gertrude Jekyll, welchen Stil hat dieser als vorbildlich bezeichnete Garten.

Er hat im landläufigen Sinne überhaupt keinen Stil und doch hat er einen. Er hat den Stil seiner Besitzerin, er hat den Stil Gertrude Jekylls, den ausgeglichenen Stil ihrer Persönlichkeit. Zweifelsohne ist gerade dieser persönliche Stil der richtige.

Der eigentliche Garten ist tektonisch gegliedert, wie es kaum anders sein kann, wenn man all unsere schönen Gartenständen sowie die ein- und zweijährigen Florblumen ziehen will. Es bietet diese Gartenform auch zweifelsohne in erster Linie den Genuß der Gartenarbeit, des Säens, Pflanzens und der Ernte, wenn es auch nur Blumenernte ist.

Der anstoßende Wald ist langsam und geschickt in den Garten übergeleitet, die Schönheit des Waldes ist durch Einfügen geeigneter Blumen gesteigert, übrigens nicht nach ökologischen Gesetzen, sondern wieder lediglich nach dem Gefühl der feinsinnigen Künstlergärtnerin. (Gelbe Narzissen im Hain, Trillium im wilden Garten, Rhododendron, wo Hain und Garten sich treffen etc. etc.) Diese Gestaltungsweise von Gertrude Jekyll erscheint mir wieder ein überzeugender einwandfreier Beweis für die Berechtigung der landschaftlichen Gestaltungsweise. Mit welchen Zaubermitteln bannt Gertrude Jekyll überall im Wald und Garten die Schönheit. Der Leser wird's wohl schon ersehen haben. Zunächst also ist es ein fein ausgebildetes künstlerisches Gefühl, welches die Schönheit der Pflanzen im einzelnen, sowie in der Zusammenstellung mit anderen also in der geeigneten Verwendungsart klar erkennen läßt, es ist ferner eine umfassende Sach- und Pflanzenkenntnis, und dann das Prinzip, jede Arbeit zur rechten Zeit mit peinlichster Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit auszuführen.

Alles dies verbindet eine reine Liebe zum Garten in einer lebensfrohen Arbeitsfreudigkeit. Diese Zaubermittel sollten im unveräußerlichen Besitze jedes Gartengestalters und jedes Gartenbesitzers sein, dann wird das Werk schon werden. Beobachte man z. B., wie Gertrude Jekyll ihre Rhododendron pflanzt. Ein Jahr vor der Pflanzung besucht sie während der Blütezeit die besten Gärtnereien, beobachtet sorgfältig Farbe, Art und Zeit der Blüte etc. Dann aber stellt sie als Ergebnis ihrer Beobachtung mit dem Endziel der malerischen Wirkung ihre Gruppen zusammen. Sie benötigt zu der einen Gruppe vielleicht 40 Pflanzen, aber nicht etwa in 40 Sorten, auch nicht in einer Sorte, nein, vielleicht 10 von einer Sorte, dann 2—3 mal fünf von je einer anderen Sorte, ein paarmal 3 und dann noch ein paar einzelne Exemplare. Die Farbe ist dabei leuchtend scharlachrot über rosa in weiß übergehend oder in einer anderen Gruppe, ein in den besten Tönen sorgfältig ausgesuchtes lila, welches über purpur nach und nach in weiß ausklingt. Dabei steht die lila, purpurne Gruppe fein berechnet im Schatten, die scharlachrote aber in der prallen Sonne. Also feinste Harmonie in Farbe, Massenverteilung und Form. Wer von uns geht mit ähnlicher Sorgfalt zu Werke?! Oder ein anderes Beispiel, „die mit gemischten Stauden bepflanzte Blumenrabatte“. „Nichts ist so schwierig, wie das Bepflanzen einer solchen Rabatte und die Aufgabe, sie während des ganzen Sommers schön zu halten. Gertrude Jekyll zeigt wiederum wie's gemacht werden kann (nie will sie zeigen, wie's gemacht werden muß). Müchten recht viele hier lernen, wie die Farben zum vollen Akkord, die Akkorde zur reinen Harmonie zu verbinden sind. Trotz all dieses ausgeprägten Farbensinnes fühlt Gertrude Jekyll nie mit der Farbe allein, nein, immer mit der ganzen, lebenden Pflanze. Doch genug der Beispiele, man lese selbst, man urteile selbst und handle in ähnlicher Auffassung wie diese Künstlergärtnerin. Dem Werke aber möchte ich weiteste Verbreitung wünschen, müchten seine Anregungen recht manchen veranlassen, sich in die wunderreiche Gartenwelt liebevoll zu vertiefen. Jedem, der's tut, wird der Garten eine Quelle reiner, schöner Freuden sein und bleiben.

Düsseldorf im Dezember 1906.

R. Hoemann.